Zeitschrift: Tugium : Jahrbuch des Staatsarchivs des Kantons Zug, des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie, des Kantonalen Museums für Urgeschichte Zug und der Burg Zug

Herausgeber: Regierungsrat des Kantons Zug

Band: 33 (2017)

Artikel: Amt für Denkmalpflege und Archäologie

Autor: Hochuli, Stefan

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-731237

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Amt für Denkmalpflege und Archäologie

Vervollständigung des Inventars der schützenswerten Denkmäler im Fokus der Politik

Wie die Zuger Regierung im März 2015 bekannt gab, misst sie der laufenden Revision bzw. der Vervollständigung des Inventars der schützenswerten Denkmäler hohe Priorität zu. Das Inventar dient der Rechts- und Planungssicherheit sowie der Transparenz.[1] Nach Konsultation der Gemeinden und auf Antrag der kantonalen Denkmalkommission legt die Direktion des Innern fest, für welche Bauten (mit Baujahr 1975 oder älter) eine Schutzvermutung besteht. Zu jedem Gebäude wird ein Inventarblatt vorgelegt, was die Nachvollziehbarkeit der Inventaraufnahme gewährleistet. Umgekehrt bedeutet es für die nicht ins Inventar aufgenommenen Bauten, dass für diese Liegenschaften keinerlei Schutzabsichten bestehen – notabene für über 90 Prozent des Baubestands im Kanton Zug. Doch weshalb braucht es überhaupt eine Revision des Inventars?

Mit der Inkraftsetzung des kantonalen Gesetzes über Denkmalpflege, Archäologie und Kulturgüterschutz (Denkmalschutzgesetz) per 1991 wurden zwei Listen eingeführt: das Verzeichnis der geschützten Denkmäler und das Inventar der schützenswerten Denkmäler. Da bei der Einführung des Inventars keine systematische Bestandesaufnahme erfolgte, wies diese Liste von Anbeginn und über viele Jahre hinweg massive Lücken auf. Dies führte bei Hauseigentümerinnen und -eigentümern, Generalunternehmungen sowie bei den Gemeinden und beim Kanton zunehmend zu Problemen und Ärger. Es kam vor, dass eine Käuferschaft erst nach dem Erwerb einer Liegenschaft erfuhr, dass das erworbene Objekt als schützenswert erachtet wird. Das Amt für Denkmalpflege und Archäologie plante bereits vor fünfzehn Jahren eine vollständige Nachführung und Vervollständigung des Inventars. Dazu kam es in der Folge allerdings nicht, weil die Auswirkungen der «Staatsaufgabenreform» (Projekt STAR) sowie eine Motion[2] bzw. die Teilrevision des Denkmalschutzgesetzes per 2009 für einen Aufschub sorgten. Danach wurden die für die Inventarrevision erforderlichen Mittel in der Höhe von 250 000 Franken im Rahmen der Debatte über das Budget 2011 vom Kantonsrat nicht bewilligt.[3]

[1] Tugium 30, 2014, 19–21; 32, 2016, 25–27.

[2] Motion der Kommission «Umsetzung der aktualisierten Finanzstrategie 2004–2010: Wachstumsabschwächung des Personalaufwandes und der Beiträge mit Zweckbindung» vom 10. Februar 2005 (Vorlage 1310.1 - 11661).

[3] Sitzung des Kantonsrats vom 25. November 2010.

Abb. 1 Neu ins Inventar der schützenswerten Denkmäler aufgenommen: Das Haus «Heimeli» am Rosenbergweg 4 in Zug. Der reich mit Elementen der barocken Architektur geschmückte Heimatstilbau wurde 1918 vom Zuger Architekten Emil Weber erbaut.

Unterschutzstellung und Aufnahme ins Inventar der schützenswerten Denkmäler im Jahr 2016

Die Direktion des Innern stellte 2016 folgende Baudenkmäler unter kantonalen Schutz:

Baar	Wasch- und Brennhaus, Oberau
	Bauernhaus, Oberau 1
Cham	Werkstattgebäude, Fabrikstrasse
	«Kosthäuser», Lorzenweidstrasse 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54
Menzingen	Wohnhaus/Schloss Schwandegg
Steinhausen	Schulhaus Sunnegrund, Blickensdorferstrasse 15
Zug	Einfamilienhaus, Ägerisaumweg 14
	Wohnhaus, Ägeristrasse 34
	Villa Bergheim, Löberenstrasse 11

In das Inventar der schützenswerten Denkmäler wurden aufgenommen:

Cham	74 Objekte
Menzingen	32 Objekte
Risch	35 Objekte
Steinhausen	32 Objekte
Zug	5 Objekte

Aus dem Inventar der schützenswerten Denkmäler wurden entlassen:

Baar	14 Objekte
Cham	7 Objekte
Menzingen	3 Objekte
Walchwil	1 Objekt
Zug	1 Objekt

Im Jahr 2012 wies die Direktion des Innern das Amt für Denkmalpflege und Archäologie an, einen neuen Anlauf für eine umfassende Vervollständigung des Inventars zu nehmen, und diesmal konnte das Vorhaben angegangen werden. Seither läuft das Inventarprojekt nach Zeitplan: Im Berichtsjahr konnten in enger Zusammenarbeit mit den Gemeinden Cham, Menzingen, Risch und Steinhausen die sie betreffenden Objekte festgesetzt werden. Damit verfügen nun sieben Gemeinden über ein vollständiges Inventar (Zug, Baar, Cham, Steinhausen, Neuheim, Menzingen und Risch). Ebenfalls vollständig aufgenommen ist der Bestand militärhistorischer Bauten des Zweiten Weltkriegs im ganzen Kanton (s. dazu den Beitrag S. 121–127).

Im Juni 2016 reichten sechs Mitglieder des Kantonsrats ein Postulat ein.[3] Danach sollten in erster Linie nicht neue Objekte inventarisiert werden, sondern die Entlassung bereits inventarisierter Objekte geprüft werden; allenfalls sei die laufende Inventarrevision in jenen Gemeinden, in welchen diese weder abgeschlossen noch gestartet war, bis nach Inkrafttreten der laufenden Teilrevision des Denkmalschutzgesetzes zu sistieren. Der Kantonsrat überwies am 30. Juni 2016 das Postulat an den Regierungsrat zu Bericht und Antrag.

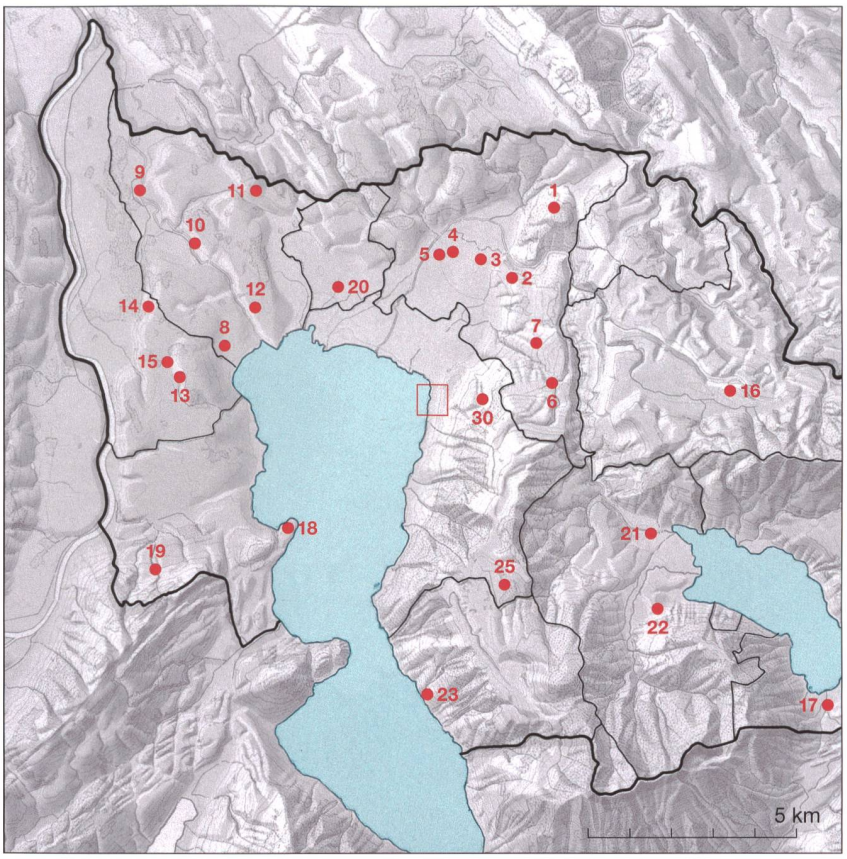
Im Rahmen der Budgetdebatte im Kantonsrat vom 24. November 2016 wurde der Antrag gestellt, im Budget 2017 des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie die Gelder für die Inventarvervollständigung zu streichen. Es handelte sich dabei um die Kosten, die im Jahr 2017 im Rahmen der Inventarisierung anfallen sollten. Diese – so die Antragsteller – liessen sich durch Sistierung der Inventarisation bis zum Inkrafttreten des neuen Gesetzes einsparen. Dieser Antrag wurde jedoch mit 48 zu 28 Stimmen abgelehnt. Die Mehrheit des Kantonsrats erachtete in der Diskussion die Inventarvervollständigung im Interesse der Rechts- und Planungssicherheit der Grundeigentümerinnen und -eigentümer als sehr wichtig. Diese Aufgabe könne das Inventar nur erfüllen, wenn es vollständig und aktuell sei. Überdies werde die Vervollständigung auch von verschiedensten Seiten verlangt. Die Inventarvervollständigung kurz vor Abschluss abzubrechen, wurde zudem als überstürzt, gewissen Gemeinden gegenüber als nicht gerecht und nicht als sachdienlich angesehen. Nicht nur entstünde eine Rechtsungleichheit zwischen den Gemeinden, bei denen die Inventarvervollständigung bereits abgeschlossen sei, und jenen, die noch mitten im Prozess seien oder kurz vor der Vervollständigung stünden, sondern es würden auch Hauseigentümerschaften der Gemeinden ohne vollständiges Inventar wesentlich benachteiligt, indem sie sich nicht auf ein vollständiges Inventar verlassen könnten. Ein vollständiges Inventar sei etwa auch erforderlich, um Baubewilligungsverfahren so kurz wie möglich zu halten. Auch solle schliesslich ein zeitnaher Abschluss der Inventarvervollständigung zugunsten der Entwicklung von Bauprojekten und des Handels mit Liegenschaften verfolgt werden. Bemerkenswert: Im Vorfeld dieser Abstimmung im Kantonsrat haben sich zwei der vier von einem Stopp betroffenen Gemeinden klar gegen eine Unterbrechung dieses Projekts ausgesprochen. An seiner Sitzung vom 1. Juni 2017 schliesslich erklärte der Kantonsrat das Postulat von Peter Letter und anderen vom 13. Juni 2016 in Bezug auf das angepasste Verfahren (Prozesse) der Inventarvervollständigung für teilerheblich und schrieb es gleichzeitig als erledigt ab.

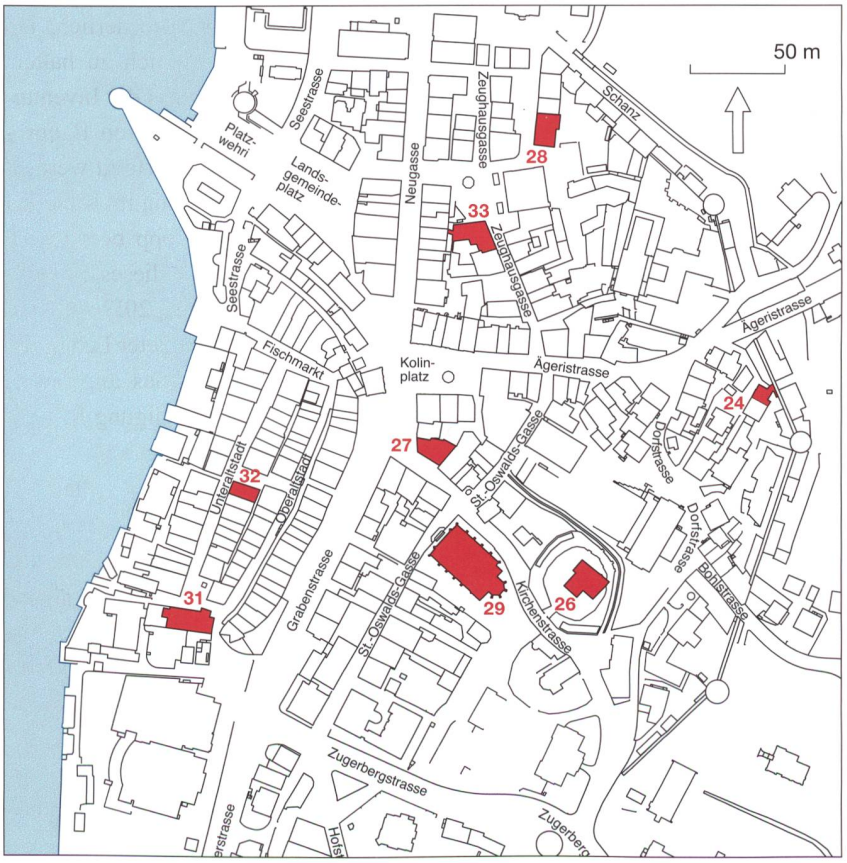
Somit kann die Inventarisierung weiter nach Plan abgewickelt werden. In Hünenberg und Walchwil ist die Erfassung des historischen Gebäudebestandes abgeschlossen, und die beiden Gemeinden haben die provisorischen Listen inkl. Inventarblätter zur Stellungnahme erhalten. Die Festsetzung der Objekte ist für Ende 2017/Anfang 2018 geplant. Der Abschluss der Inventarrevision ist für das Jahr 2018 in den Gemeinden Oberägeri und Unterägeri vorgesehen.

Stefan Hochuli

[3] Postulat von Peter Letter, Laura Dittli, Iris Hess-Brauer, Gabriela Ingold, Patrick Iten und Thomas Werner betreffend die Anwendung der Kriterien gemäss regierungsrätlichem Paradigmenwechsel in der Revision des Inventars schützenswerter Denkmäler in den restlichen Gemeinden vom 13. Juni 2016 (Vorlage 2636.1 - 15187).

Ausgewählte Objekte und Kurzberichte





Kanton Zug (oben) und Stadt Zug (unten). Objekte, die im Jahr 2016 vom Amt für Denkmalpflege und Archäologie bearbeitet wurden und in den Rubriken «Ausgewählte Objekte» bzw. «Kurzberichte» vorgestellt werden.

1 **Baar,** *Baarburg*
2 **Baar,** *Burgmatt 17*
3 **Baar,** *Leihgasse 9, «Schwesternhaus»*
4 **Baar,** *Neugasse 28*
5 **Baar,** *Neugasse 40, Wohnhaus «Schanzeck»*
6 **Baar,** *Spitzibüel 2*
7 **Baar,** *Talacher 3*
8 **Cham,** *Eichmatt II*
9 **Cham,** *Frauental, Beichtigerhaus und Angestelltenhaus*
10 **Cham,** *Hagendorn, Lorzenweidstrasse 40–54, ehemalige «Kosthäuser»*
11 **Cham,** *Oberwil, Hof III*
12 **Cham,** *ehemalige Papierfabrik*
13 **Hünenberg,** *Dorfstrasse 2, Wohnhaus*
14 **Hünenberg,** *St. Wolfgang, ehemaliges Ökonomiegebäude (Sennhütte/Waschhaus bzw. Stall)*
15 **Hünenberg,** *Weinreben, Weinrebenkapelle*
16 **Menzingen,** *Schwandegg, Schloss Schwandegg*
17 **Oberägeri,** *Morgarten*
18 **Risch,** *Buonas, ehemalige Stallscheune*
19 **Risch,** *Steintobel 1, Wasch- und Brennhaus bzw. Schweinestall*
20 **Steinhausen,** *Sennweidstrasse 28*
21 **Unterägeri,** *Frohsinnweg 3, ehemaliges Gasthaus Frohsinn*
22 **Unterägeri,** *Hintermeisbüel*
23 **Walchwil,** *Artherstrasse, Sagentobelbrücke*
24 **Zug,** *Ägeristrasse 32, Wohnhaus*
25 **Zug,** *Hintergeissboden 1–2, «Gaumerhaus»*
26 **Zug,** *Kirchenstrasse 11, Burg Zug*
27 **Zug,** *Kolinplatz 21*
28 **Zug,** *St.-Antons-Gasse 5, Wohn- und Geschäftshaus*
29 **Zug,** *St.-Oswalds-Kirche, Pietà*
30 **Zug,** *St. Verena 2, «Bruderhaus»*
31 **Zug,** *Unteraltstadt, Liebfrauenkapelle*
32 **Zug,** *Unteraltstadt 15*
33 **Zug,** *Zeughausgasse 14, Untere Münz*

Abb. 1 Baar, Leihgasse 9, «Schwesternhaus». Ansicht von Westen, mit neuem Terrassenanbau.

Abb. 2 Ansicht von Nordwesten, mit neuem Terrassenanbau.

Baar, Leihgasse 9, «Schwesternhaus»

Das ehemalige «Schwesternhaus» erstrahlt in neuer Frische für die Jugend, Schule und Kultur

Das 1910 erbaute «Schwesternhaus» an der Leihgasse 9 in Baar diente ehemals zur Unterbringung der in Baar tätigen Menzinger Lehrschwestern (Schwestern vom Heiligen Kreuz, auch Menzinger Schwestern genannt). Vorher waren die Schwestern beengt über dem Gemeindesaal im Schulhaus einquartiert. Nach 1900 stiegen die Schülerzahlen und damit der Bedarf an Klassenräumen stark an. Der Bau des «Schwesternhauses» geht auf Josef Plazidus Steiner (1852–1941) zurück, der als damaliger Schulpräsident den Bau auf seinem privaten Landstück unmittelbar neben dem Schulhaus bewilligte.

Das «Schwesternhaus» bildet zusammen mit dem Marktgass-Schulhaus den südlichen Schulhof und ist fester Bestandteil des Schulensembles. Das Marktgass-Schulhaus wurde 1878 eröffnet und war zu jenem Zeitpunkt das grösste und repräsentativste Schulgebäude im Kanton Zug. Sein Nebengebäude, das «Schwesternhaus», ist ein freistehender dreigeschossiger Putzbau mit rechteckigem Grundriss und schwach ausgebildetem Sockelgeschoss (Abb. 1 und 2). Das Bauwerk hat ein Walmdach, das auf beiden Längsseiten mittig je ein kleines Dachhäuschen trägt. Die östliche Schmalseite ist durch drei Fensterachsen gegliedert. Hier befindet sich der Haupteingang unter einem zeltartigen Eisenvordach, zu dem eine zweiläufige Treppe mit eisernem Brüstungsgitter führt. Das Innere hat einen einfachen Grundriss mit einem zentralen Gang in der Längsrichtung, tragenden Korridorwänden und seitlichen Zimmern.

Zusammen mit dem Marktgass-Schulhaus, dem Haus «Engel», dem Rathaus, der Rathausscheune und dem General-Andermatt-Haus gehört das «Schwesternhaus» zu einer noch weitgehend intakten Baugruppe im Zentrum von Baar, die zudem von einem qualitätvollen Freiraum umgeben ist. Architekturgeschichtlich gehört das «Schwesternhaus» zu einer Epoche, die städtebaulich und stilistisch ortsprägend war und ist. Das Haus steht noch ganz in der Tradition des Historismus mit Anklängen an den Spätklassizismus und den Biedermeier. Es hat in seiner städtebaulichen Wirkung urbanen Charakter. Vergleichbare Häuser finden sich in Baar nur noch an der Rigistrasse. Bauten dieser Zeit sind heute stark vom Abbruch bedroht.

Das «Schwesternhaus» ist ein bedeutendes Zeugnis für die seit dem 19. Jahrhundert vorherrschende Ordnung der konfessionell geprägten und geführten Volksschulen. Mehr noch: Das Haus ist geradezu ein Symbol für die massgebende Rolle, welche den Ordensfrauen im Schulunterricht in den Zuger Gemeinden zukam, und dokumentiert das Engagement und den Einfluss der Menzinger Schwestern.

Die Gemeinde Baar als Bauherrin möchte das Haus künftig der Kultur, der Jugend und der Schule zur Verfügung stellen – alles Nutzungen, die sich dynamisch entwickeln und dem gesellschaftlichen und pädagogischen Zeitgeist unterliegen. Aus diesem Grund war ein Konzept erforderlich, welches hohe Flexibilität mit einer geringen Eingriffstiefe für künftige Nutzungsveränderungen zulässt. Das «Schwesternhaus» war sanierungsbedürftig und genügte den heutigen bautechnischen Anforderungen an eine öffentliche Nutzung nicht mehr. Daher wurde das Nutzungspotenzial in einer Machbarkeitsstudie in enger Zusammenarbeit mit der Denk-

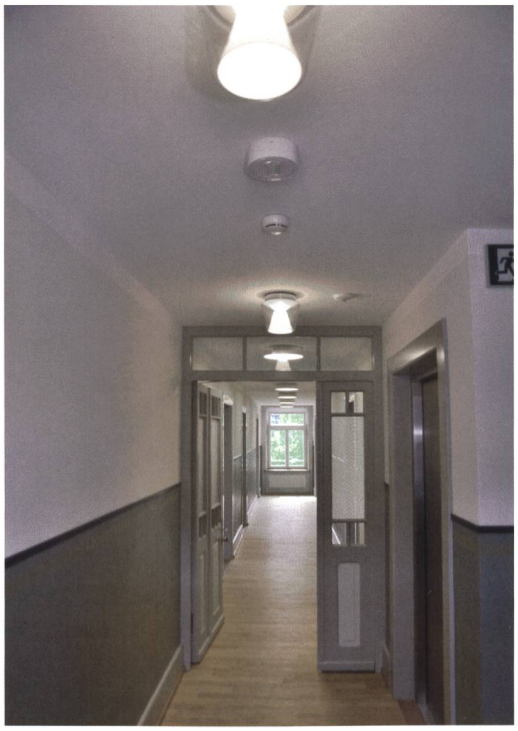


Abb. 3 Korridorzone im zweiten Obergeschoss, mit neuem Brandabschluss.

Abb. 4 Dachgeschoss mit originaler Dachkonstruktion und Schindelschirm.

malpflege geprüft, als Basis für eine «Ausschreibung für Architekturleistungen mit Konzeptvorschlag» im offenen Verfahren. Die Jury bewertete zuerst die Qualität der Konzepte und der Referenzobjekte und erst danach die Architektenhonorare. Das ausgewählte Projekt wurde bis zur Baueingabe verfeinert und den Bedürfnissen der Bauherrschaft angepasst. Aussen mussten die Fassaden und das Dach saniert und die Fenster durch neue Isolationsfenster in Holz ersetzt werden. Zudem wurde die bestehende, verblichene Farbschicht abgelaugt und der historische Putz partiell saniert. Dank Farbsondierungen an Fassaden und Holzwerk konnte die ursprüngliche Farbigkeit wieder hergestellt werden. Das Dachgeschoss wird neu für kulturelle Veranstaltungen genutzt. Es musste daher isoliert werden, was mittels Wärmedämmschicht auf dem noch sehr gut erhaltenen Schindelunterzug über den bestehenden Sparren geschah. Die auf beiden Längsseiten mittig erhaltenen kleinen Dachlukarnen wurden saniert. Im Firstbereich des Walmdachs sind neue Dachflächenfenster zwischen den Sparren für die Querlüftung des Dachraums eingebaut worden. Basierend auf der Machbarkeitsstudie erfolgte im Innern der Einbau eines Lifts gleich neben dem Treppenhaus, was den grössten Eingriff in die originale Gebäudesubstanz bedeutete. Damit kann nun das Haus behindertengerecht erschlossen werden. Zudem wurde die bestehende, stark abgenutzte Holztreppe durch eine neue Eichentreppe ersetzt und die Aussenwände nach vorübergehender Demontage des Brusttäfers gedämmt. Für die neuen Nutzungen war die Schaffung eines grösseren Mehrzweckraums mit entsprechender Infrastruktur gewünscht, was einen weiteren grösseren Eingriff im Hochparterrre erforderte. Im Sinne eines Kompromisses gestand die Denkmalpflege zu, dass die Korridorwände im westlichen Teil entfernt und durch Unterzüge auf zwei Stützenreihen ersetzt werden konnten. Nach Westen, zum Platz hin, erhielt der Raum eine neue Terrasse, die in einer vom Gebäude losgelösten Konstruktion angebaut wurde. Im ersten Obergeschoss werden die Zimmer neu als Ateliers und als Schulräume genutzt. Im zweiten Obergeschoss sind weitere Ateliers für Kulturschaffende sowie Cliquenräume für Jugendliche geplant (Abb. 3). Wie bereits erwähnt, steht das Dachgeschoss unter der eindrücklichen Walmdachkonstruktion und dem Schindelunterzug als Ausstellungs- und Mehrzweckraum zur Verfügung (Abb. 4). Dank der sorgfältigen Farbanalyse und professionellen Farbberatung kann auch im Inneren die ursprüngliche Farbigkeit in einer etwas dezenteren Form erlebt werden.

GS-Nr. 179, Ass.-Nr. 372a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Monika Twerenbold.
Planung: Guntli Architektur GmbH, Baar.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 62–63. – Astrid Baldinger, Gemächlicher Anfang – Rasanter Ausbau. Bildung und Gesundheit 1850–2002. In: Von Spinnern und anderen Baarern. Ortsgeschichte Baar, Band 2. Baar 2002, 109–110.

Abb. 1 Cham, ehemalige Papierfabrik. Visualisierung eines Ausschnitts des Richtprojekts zur Neunutzung des Areals: Kesselhausplatz mit historischem Kesselhaus.

Abb. 2 Werkstattgebäude der ehemaligen Papierfabrik Cham, 1957, Sanierung 2016 von Albi Nussbaumer Architekten, Zug, und Boltshauser Architekten, Zürich.

Cham, ehemalige Papierfabrik

Ein neuer Stadtteil mit Vergangenheit und Zukunft

Auf dem Areal der ehemaligen Papierfabrik Cham konzentrieren sich über 350 Jahre Geschichte. Die Entwicklung des Fabrikstandorts an der Lorze nahm mit der Gründung einer Papiermühle im Jahr 1657 ihren Anfang und entwickelte sich insbesondere seit dem Ende des 19. Jahrhunderts laufend weiter. Als die Eigentümerin des Areals, die Cham Paper Group Schweiz AG (CPG), im Frühjahr 2012 beim Gemeinderat beantragte, das mehrheitlich nicht mehr für die Papierproduktion benutzte Areal in eine Wohn- und Arbeitszone umzuzonen, zählte die Denkmalpflege darauf 46 Gebäude (Assekuranznummern) mit Baujahr zwischen 1890 und 2004, von denen 41 im Inventar der schützenswerten Denkmäler enthalten waren. Die Gemeinde und das von Seiten Kanton federführende Amt für Raumplanung setzten von Anfang an auf eine kooperative Planung unter Einbezug von Eigentümerschaft, Behörden und Bevölkerung. Denn neben den zu erwartenden denkmalpflegerischen Auflagen kamen zahlreiche weitere öffentliche Interessen dazu, die zu berücksichtigen und teilweise auch gegeneinander abzuwägen waren: Umwelt- und Gewässerschutz, Natur- und Landschaftsschutz, Verkehrserschliessung und die Nutzung der Wasserkraft in der Lorze.

Als Grundlage für die weiteren Planungen erstellte die kantonale Denkmalpflege im Jahr 2013 nach sorgfältiger Bestandesaufnahme der Bauten einen Plan «Erhaltungsziele», der die Gebäude gemäss ihrer historischen, architekturgeschichtlichen oder städtebaulichen Bedeutung in drei Kategorien mit den Schutzzielen Substanzschutz, Strukturerhalt (Bewahrung von Anordnung und Gestalt der Bauten sowie der für die Struktur und das Erscheinungsbild wesentlichen Elemente) und Volumenerhalt einteilte. Knapp die Hälfte der Gebäude erwiesen sich bei dieser ersten Sichtung bereits als nicht schutzwürdig und wurden aus dem Inventar entlassen. Auf der Basis einer Testplanung, die im Sommer 2014 vom Team Albi Nussbaumer Architekten, Zug, Boltshauser Architekten, Zürich, und Appert & Zwahlen Partner AG, Landschaftsarchitekten, gewonnen worden war, entstand ein städtebauliches Konzept als Richtprojekt für den Bebauungsplan und für die Änderung des Zonenplans (Abb. 1). Auch aus denkmalpflegerischer Sicht überzeugte dieses Konzept, weil es stark auf der historisch gewachsenen Identität der «Papieri» aufbaut. Am 25. September 2016 genehmigte die Chamer Stimmbevölkerung die Arealentwicklung Papieri-Areal und legte damit die planerischen Grundlagen fest für einen neuen Stadtteil, in dem in den nächsten (mindestens) fünfzehn Jahren 900 bis 1250 Arbeitsplätze und rund 900 bis 1200 Wohnungen inklusive 100 preisgünstige Wohnungen entstehen sollen.

Das Schutzziel eines möglichst integralen Erhalts der historischen Bausubstanz wurde in erster Linie den prägenden Bauten entlang der Lorze sowie einigen weiteren herausragenden Einzelbauten zugesprochen. Dazu gehören zum Beispiel der 1910 erstellte sogenannte Kalanderbau, der mit seiner vertikalen Gliederung und der Lage am Brückenkopf an die eindrücklichen, kathedralartigen Fabrikgebäude der frühen Industrialisierung erinnert (Abb. 4), das zentrale Kesselhaus von 1949/57 sowie das Werkstattgebäude von 1957 am westlichen Ufer der Lorze (Abb. 2 und 3). Letzteres wurde in

Abb. 3 Werkstattgebäude der ehemaligen Papierfabrik Cham, nach der Sanierung.

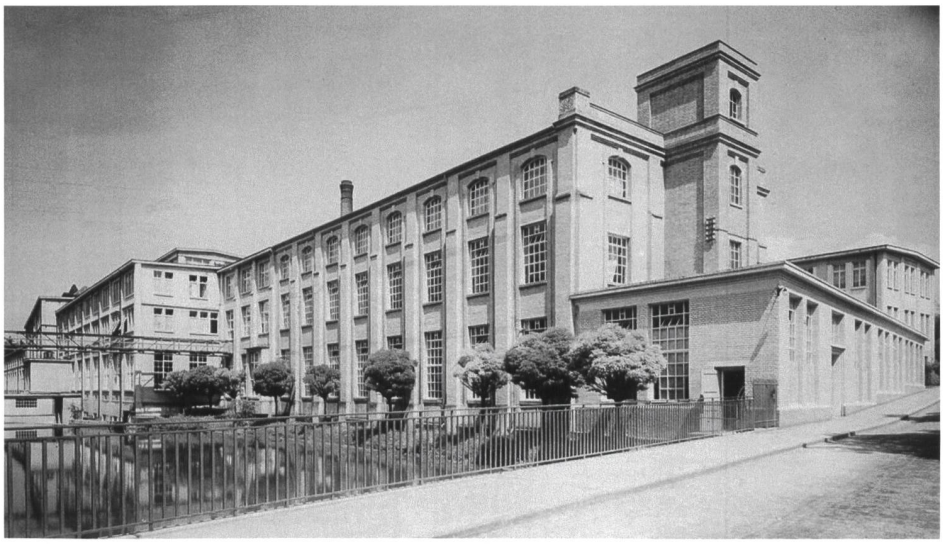


Abb. 4 Cham, ehemalige Papierfabrik. «Kalanderbau» (1910) mit jüngerem Erschliessungsturm (1924), Ausrüstung (1930) und späteren Erweiterungen nach Norden.

der Zwischenzeit als erstes Gebäude im Areal saniert und einer neuen Nutzung zugeführt. Dabei wurden die grossen Industriehallen im Erdgeschoss in ihrem Charakter und in ihrer bauzeitlichen Substanz inklusive hohen Glastrennwänden, ehemaligem Werkmeisterbüro und einer historischen Krananlage erhalten und sorgfältig restauriert. Grössere Eingriffe waren lediglich bei den Eingängen und im Bereich der Erschliessung nötig. Hier wurden mit Beton und Stahl neue Materialien eingesetzt, in der Detailgestaltung aber rücksichtsvoll in den Bestand eingefügt. Besondere Sorgfalt wurde auch der Restaurierung des Äusseren mit den prägenden Kalksandsteinfassaden geschenkt. Die Fenster, die wegen Asbestbelastung nicht mehr mit vernünftigem Aufwand zu sanieren waren, wurden durch neue Holzfenster mit identischer Sprosseneinteilung ersetzt.

Ein kleiner Wermutstropfen aus denkmalpflegerischer Sicht ist der Verlust des historischen Turbinenhauses des Kraftwerks, das wegen der notwendigen Erneuerung der Turbinen und der damit verbundenen erhöhten technischen Anforderungen an das Gebäude nicht mehr sinnvoll erhalten und restauriert werden kann. Der Erhalt des Holzhäuschens würde die Aufgabe der Energiegewinnung an diesem Ort bedeuten. Dies wäre auch für die Geschichte des Areals ein Verlust, ist doch das Kraftwerk sozusagen das Herz der gesamten Industrieanlage. Statt das gesamte Kraftwerk museal zu konservieren, wird nun eine der beiden Turbinen ersetzt und in einem sorgfältig eingepassten Neubau untergebracht. Die zweite historische Turbine möchte die Eigentümerschaft ausser Betrieb nehmen, aber am Ort erhalten und für Besichtigungen zugänglich machen. So wird das neue Turbinenhaus Vergangenheit und Zukunft des Papieri-Areals unter einem Dach bergen.

GS-Nr. und Ass.-Nr.: diverse.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Artur Bucher und Franziska Kaiser.
Planung: Albi Nussbaumer Architekten, Zug; Boltshauser Architekten, Zürich; Appert & Zwahlen Partner AG, Landschaftsarchitekten.
Literatur: KARTON. Architektur im Alltag der Zentralschweiz, Nr. 36, Mai 2017, 20–23. – Einwohnergemeinde Cham, Urnenabstimmung vom 25. September 2016. Erläuterungen des Gemeinderats. – Viola Müller, Die Papierfabrik Cham. Baugeschichte und Detailinventar. Direktion des Innern, Amt für Denkmalpflege und Archäologie, Zug 2014. – Einwohnergemeinde Cham/Cham Paper Group, Entwicklung Papieri-Areal in Cham, Testplanung, Schlussbericht 20. Juni 2014. – Michael van Orsouw, Der Zellstoff, auf dem die Träume sind. 350 Jahre «Papieri» Cham. Baar 2007.

Abb. 1 Menzingen, Schwandegg, Schloss Schwandegg. Ansicht von Osten, nach der Sanierung.

Abb. 2 Ansicht von Südosten, um 1900.

Menzingen, Schwandegg, Schloss Schwandegg

Das Schloss Schwandegg in neuer Frische

Das Schloss Schwandegg steht südöstlich von Menzingen und ist Teil eines bedeutenden Ensembles, zu welchem unter anderem auch eine Dependance, eine Kapelle und ein Pavillon zählen. Das Ensemble ist von einem Waldpark und ausgedehntem Wiesland umgeben. Das Schloss bildet mit seinen Nebenbauten ein repräsentatives und wertvolles historisches Ensemble, welches mit dem zugehörigen Park das Orts- und Landschaftsbild um den Weiler Schwandegg prägt (Abb. 1).

Ein «Schloss» ist auf der Schwandegg seit der Mitte des 18. Jahrhunderts urkundlich belegt, seine Geschichte dürfte aber älter sein. Die im Hypothekenbuch Menzingen von 1766 aufgeführte «Hofstatt Schwandeggschloss» ist auch auf dem Atlas von Weiss/Eichler/Meyer von 1796–1802 eingezeichnet; sie befand sich damals im Besitz der Familie Arnold, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Schwandegg bewohnte. Das Schloss wurde 1839 im Auftrag des Tier- und Naturarztes Karl Josef Arnold zum «Curhaus Schwandegg» umgebaut. Ob und inwieweit dabei Bausubstanz des Vorgängerbaus in den Neubau integriert wurde, müsste bauarchäologisch untersucht werden. Das in Form eines Schlösschens gestaltete und erfolgreich geführte Kurhaus wurde 1887 durch Alois Arnold nach Norden hin erweitert, aufgestockt und mit historisierendem Bauschmuck verziert (Abb. 2). Um 1900 wurde es vom späteren Obergerichtspräsidenten Johann Hegglin erworben, der das Grundstück erweitern, den Pavillon «Säntisblick» errichten und den Saal im Schloss mit Wandmalereien ausstatten liess (Abb. 3). Unter dem Namen «Schloss Schwandegg» wurde das ansehnliche Anwesen mit all seinen Nebenbauten, zu denen unter anderem auch ein Badhaus und eine Kegelbahn zählten, und der zugehörigen Parkanlage samt Wasserbecken «Vierwaldstättersee» zu einem gefragten Erholungsort. 1916 wurde das Kurhaus von der Hilfsgesellschaft Menzingen übernommen, welche darin ein Erholungsheim unter der Leitung von Schwestern des Instituts führte. Während dieser Zeit entstand die Kapelle St. Elisabeth.

Als eines der ältesten Kurhäuser des Kantons ist das Schloss Schwandegg nicht nur von medizingeschichtlicher, sondern auch von sozialgeschichtlicher Bedeutung. Die im 19. und frühen 20. Jahrhundert erweiterte Anlage ist mit all den zugehörigen und ebenfalls schützenswerten Nebenbauten (Pavillon, Dependance und Kapelle) ein wichtiges Zeugnis des Schweizer Kurtourismus der damaligen Zeit. Für Menzingen ist das Schloss Schwandegg, das eng mit der Geschichte der Hilfsgesellschaft Menzingen verbunden ist, in dieser Form einzigartig, im Kanton Zug reiht es sich in eine kleine Gruppe ähnlicher Anlagen ein. Als ausgezeichnetes Bauwerk des Historismus ist das Schloss zudem von grosser architekturgeschichtlicher Bedeutung. Aufgrund seiner schlossartigen Erscheinung ist dieser repräsentative Bautyp charakteristisch für seine Entstehungszeit im 19. Jahrhundert. 1979 wurde der Kurbetrieb schliesslich eingestellt. In den 1980er Jahren diente das ehemalige Kurhaus den Zürcher Sängerknaben als Erholungs- und Bildungsstätte. Seit 1991 befindet sich das Schloss Schwandegg im Besitz der Priesterbruderschaft St. Pius X., welche die Liegenschaft als Generalhaus nutzt.

Der Kernbau besteht aus einem gemauerten, dreigeschossigen Bau über rechteckigem Grundriss und ist mit einem

Abb. 3 Wandmalerei von 1901 im Schlosssaal im Hochparterre, Zustand 1991.

Abb. 4 Ostfassade, Giebel mit Darstellung des Zuger Fähnrichs Peter Kolin, Zustand 2015.

Walmdach und zwei grossen Quergiebeln abgeschlossen. Über der Südfassade erhebt sich ein mit Spitzhelm und Wetterfahne ausgestatteter Turm, der das schlossartige Aussehen des Kernbaus unterstreicht. Dies trifft auch auf die mit bemalten Zierbrettern im Stil des 17. Jahrhunderts verkleideten Fenstergerichte zu. Im Ostgiebel ist eine Malerei mit dem Zuger Fähnrich Peter Kolin erhalten (Abb. 4), am südseitigen Turm ein Wappen, bestehend aus zwei Schildern und einem Helm mit Helmzier. Der jüngere, nördliche Anbau trägt ein Satteldach mit Gauben und zeigt im Gegensatz zum Altbau regelmässig angeordnete Fenster ohne Zierbretter. Im Norden wird das Gebäude von einem dreiachsigen Risalit abgeschlossen.

Die jüngst erfolgte Sanierung der Fassaden und des Daches konnte Ende 2016 abgeschlossen werden. Sämtliche schadhaften Holzteile am Ort, an der Traufe wie auch an den Jalousieläden, mussten fachgerecht rekonstruiert sowie die Zierbretter um die Fenster partiell repariert werden. Die Fenster wurden durch neue Isolationsfenster nach denkmalpflegerischen Vorgaben ersetzt. Der Fassadenputz war grundsätzlich in einem guten Zustand, sodass auf eine grossflächige Sanierung verzichtet werden konnte. Die Putzflächen sowie die Sandsteingewände wurden entsprechend kontrolliert und – wo notwendig – repariert und ausgebessert. Nach diesen Instandsetzungsarbeiten erfolgte ein Neuanstrich der Fassaden nach historischem Vorbild mit Öl- und mineralischen Farben.

GS-Nr. 1748, Ass.-Nr. 168a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Monika Twerenbold.
Planung: Suter Holzbau AG, Muotathal.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 201. – Dittli 2007, 4, 207 (s. v. Schloss Schwandegg) und 268 (s. v. Schwandegg). – Alois Staub, Menzingen. Die Gemeinde am Berg. Erlebtes und Geschichtliches aus meinem Heimatdorf. Menzingen 1993, 143f. – Alois Staub, Hilfsgesellschaft Menzingen 1851–2001. Menzingen 2002, 37f. – Johann Heinrich Weiss, Matthias Gottfried Eichler und Johann Rudolf Meyer, Atlas Suisse. Partie du canton de Lucerne, d'Unterwalden, d'Uri et Zurich, le canton Glarus, Schweiz et Zug. Aarau 1796–1802.

Gründungsbau, Blockgefüge, 1536/37

Erneuerung/ Erweiterung, Bohlenständer-konstruktion, 1655

Unterfangung/ Erneuerung, Fach- und Mauerwerk, um 1685

Dachwerk und Umbauten, 1828/29

Abb. 1 Zug, Ägeristrasse 32. Nach Westen gerichtete Hauptfassade mit Bauphasen.

Abb. 2 Ungewöhnlicher «Winkelbalken» bei der Ostfassade, dient zugleich als Schwelle für den Blockbau als auch als östlichste Bodenbohle.

Zug, Ägeristrasse 32, Wohnhaus

Ein aussergewöhnlicher Blockbau aus der Zeit der Renaissance

Das Wohnhaus Ägeristrasse 32 im Gebiet der von 1478 bis 1528/30 ummauerten Stadterweiterung von Zug sollte umgebaut werden. Vorgängig wurde es bauhistorisch untersucht und dokumentiert. Der Kern des Hauses stellte sich als bautypologische Besonderheit heraus: Beim primären, zweigeschossigen Bau (Abb. 1) handelt es sich nämlich um einen im Grundriss nur einen Raum tiefen und möglicherweise auch nur einen Raum breiten Blockbau von 1536/37. Die zwei Blockbaugeschosse erheben sich wie bei einem Speicherbau abgehoben über dem gemauerten Kellergewölbe. Die Hauptfassade des Baus ist hangabwärts nach Westen orientiert, der Kellereingang nach Norden. Die gesicherte Kammer im unteren Vollgeschoss des Holzaufbaus misst rund 4,5 × 5 m und weist eine von Mantelstüden flankierte Türöffnung in der Ostwand auf. Die Deckenbohlen sind mit einem eingedrückten Streifendekor verziert. Äusserst ungewöhnlich sind die «Winkelbalken» bei der Ost- und der Westfassade, die zugleich als Schwellen für den Blockbau und auch als westlichste bzw. östlichste Bodenbohle fungieren (Abb. 2). An der Nordseite der Kammer muss sich eine Laube oder ein weiterer Raum befunden haben, wie abgesägte Bodenbohlen andeuten.

Die Blockbau-Kammer im zweiten Vollgeschoss hat einen kleineren Grundriss als die darunter befindliche Kammer, da die Ostwand nicht über derjenigen des unteren Blockbaugeschosses liegt. Der Raum war bauzeitlich mit einem Ofen zu beheizen und mit einer profilierten Bohlen-Balkendecke sowie einer Türöffnung mit Mantelstüden aus Nussbaumholz besonders ausgezeichnet. Letztere führte auf eine mindestens 1,5 m breite Laube oder eventuell Küche an der Ostseite. Eine weitere bauzeitliche Türöffnung in der Nordwand erlaubte den Zugang zu einer zusätzlichen Kammer oder einer Laube.

Die ursprüngliche Funktion des Gebäudes ist nicht ohne Weiteres zu bestimmen, denn der Bau weicht in vielen Merkmalen von den typischen Zentralschweizer Blockbauten ab. Das aus dem Haus geborgene Fundmaterial lässt keine Rückschlüsse auf eine andere Nutzung als das Wohnen zu. Vergleichbare Konstruktionen sind allerdings bei Speicherbauten in den Kantonen Luzern, Ob- und Nidwalden zu beobachten. Vereinzelt sind auch bei diesen über den Speicherräumen im ersten Vollgeschoss Wohnstuben eingerichtet, beispielsweise bei einem ins Jahr 1634 datierten Käsespeicher in Giswil OW.

Gemäss dendrochronologischen Datierungen wurde der Blockbau im Jahr 1655 durch eine Bohlenständerkonstruktion erweitert und aufgestockt (vgl. Abb. 1). Zeitgleich wurde die der Nordseite vorgelagerte Laube oder Kammer ersetzt und an der westseitigen Hauptfassade ein kleines Vordach zum Schutz der Fenster angebracht. Möglicherweise verlief der Dachfirst zu diesem Zeitpunkt Nord–Süd. Zumindest zeigt eine detailgetreue Stadtansicht Merians von 1642 im Bereich der Liegenschaften Ägeristrasse 32/34 zwei aneinandergebaute Häuser mit gegenüber heute gedrehtem Firstverlauf. Weitere Umbauten und Sanierungen in Fach- und Mauerwerk sind in die Jahre um 1685 datiert. Das bestehende Dachwerk und weitere Umbauten an der Nord- und Ostseite stammen von 1828/29.

Abb. 3 Blick in die 1642/43 errichtete Dachkonstruktion über dem Wehrgang der Ringmauer.

Abb. 4 Biberschwanzziegel aus der Stadtziegelei Kloter. Breite 15 cm. Inschrift «T[homas] k[loter], b[ürger] Zug» und Jahreszahl «1643».

Das Haus Ägeristrasse 32 steht in unmittelbarer Nachbarschaft zur Ringmauer, die hier vom 1487 erbauten Löberentor zum 1522 errichteten Knopfliturm verläuft. Spätestens im 18. Jahrhundert wurde ein Abschnitt des Wehrganges dem Haus Ägeristrasse 32 zugeordnet und damit verbunden (Abb. 3). Die Ringmauer war offenbar nachträglich ausgebessert worden, wie dies bereits andernorts festgestellt werden konnte. Ratsprotokolle weisen auf Bauarbeiten in den Jahren 1642/43 hin. Die dendrochronologische Datierung des hölzernen Wehrganges lieferte das Fäll- und Baudatum 1642/43. Ein Biberschwanzziegel mit inschriftlicher Jahreszahl 1643 (Abb. 4) wurde von Urban Fuchs bei der Neueindeckung des Wehrgangs 2016 geborgen und in verdankenswerter Weise dem Amt für Denkmalpflege und Archäologie übergeben.

GS-Nr. 4930 und 1264, Ass.-Nr. 3958a.
Ereignisnr. Archäologie: 2017 und 2023.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Adriano Boschetti-Maradi, Marzell Camenzind-Nigg, Stephen Doswald, Anette JeanRichard und Eva Roth Heege.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.
Literatur: Tugium 16, 2000, 135–151; 23, 2007, 29–31. – Adriano Boschetti-Maradi, Anette JeanRichard und Marzell Camenzind Nigg, Zug ZG, Ägeristrasse 32. In: JbAS 98, 2015, 274. – Edwin Huwyler, Die Bauernhäuser der Kantone Obwalden und Nidwalden. Basel 1993, 424. – Michèle Grote, Zur Entwicklung der Zuger Ziegel vom Ende des 15. bis Ende des 19. Jahrhunderts. In: Stiftung Ziegeleimuseum Meienberg Cham, Jahresbericht 1987, 3–20.

Abb. 1 Zug, St. Verena 2, «Bruderhaus». Ansicht von Südwesten, nach der Sanierung.

Abb. 2 Kapelle St. Verena. Rechts im Hintergrund das Bruderhaus, Ansicht von Westen, 1996.

Zug, St. Verena 2, «Bruderhaus»

Wo einst Eremiten wohnten

Das Bruderhaus St. Verena steht südöstlich der namengebenden Kapelle oberhalb der Stadt Zug (Abb. 1 und 2). Nach einer bereits 2013 erfolgten baugeschichtlichen Begutachtung und Dendrodatierung konnte während eines Umbaus 2016 eine Kurzdokumentation vorgenommen werden. Gemäss dem Kunstdenkmälerinventarisator Linus Birchler war das Bruderhaus 1725, also nach dem Bau der St.-Verena-Kapelle von 1704 bis 1710, erbaut und 1780 Richtung Osten erweitert worden; im Keller sollen sich Reste der alten Kapelle verbergen. Der Ortsnamenforscher Beat Dittli vermutet aufgrund von Einträgen in Rats- und Gemeindeprotokollen, dass bereits 1706/07 ein erstes Eremitorium errichtet worden sei; zeitweise sollen zwei Eremiten im Haus gelebt haben. Der jüngste Nachweis für einen Waldbruder bei St. Verena stammt aus dem Jahre 1905. Die 2013 entnommenen dendrochronologischen Bohrproben mit Waldkante enden im Sommer bzw. Herbst/Winter 1724. Das Blockgefüge und der Dachstuhl des bestehenden Hauses dürften daher 1725 errichtet worden sein.

Das Bruderhaus ist im Kern eine zweigeschossige Blockbaukonstruktion von ca. 5,2 × 6,5 m Grundfläche auf einem gemauerten Kellersockel. Die giebelständige Hauptfassade ist nach Westen gerichtet, bergwärts besteht ein Anbau in Fachwerk. An der Nordseite befindet sich eine heute ausgebaute, aber vermutlich ursprüngliche Laube (Abb. 3). Der Grundriss des Sockelmauerwerks stimmt nicht ganz mit dem Blockbau darüber überein. Der Keller ist in seiner Nord-Süd-Ausdehnung weniger breit als der Blockbau, und es zeichnet sich am Ostende der Nordmauer die Laibung einer älteren Kellertüre ab. Dieser Türstandort ergibt zu dem angetroffenen Holzaufbau keinen Sinn. Die Möglichkeit eines Vorgängerbaus ist also nicht von der Hand zu weisen, wobei weniger an eine Vorgängerkapelle als an das Bruderhaus von 1706/07 zu denken ist. Der Blockbau umfasst ein Vorderhaus mit nur einem, ca. 2,5 m tiefen Raum im Westteil, der einst den Ofen enthielt und als Stube diente. Das Hinterhaus enthält Treppenhaus und Küche mit einem Kaminhut in der Südwestecke. Der Treppenstandort dürfte sich im Nordwestbereich an der Stubenwand befunden haben. Offensichtlich wurde der Boden des ersten Wohngeschosses nachträglich abgesenkt, um eine grössere Raumhöhe zu gewinnen. Im zweiten Wohngeschoss war das Vorderhaus einst vermutlich in zwei schmale Kammern gegliedert. Das Dach umfasste einst eine Firstkammer. Das Dachwerk ruht auf einem stehenden Stuhl. Nur die Giebelwand ist in Blockbauweise gefügt. Weitere Umbauten aus den 1960er und 1980er Jahren haben ebenfalls Spuren in der historischen Bausubstanz hinterlassen.

Die katholische Kirchgemeinde hegte den Wunsch, das Bruderhaus für eine vierköpfige Familie instand zu stellen, die zusätzlich auch die Wartung der St.-Verena-Kapelle übernehmen könnte. So wurden in einem ersten Schritt mögliche Raumabfolgen und die Erschliessung in einer Machbarkeit überprüft. Schnell zeigte sich, dass die bestehenden Raumdimensionen für mehr als zwei Personen äusserst knapp bemessen waren. Da es auch aus denkmalpflegerischer Sicht ein Ziel ist, das kleine Wohnhaus wieder langfristig beleben und pflegen zu können, wurde daraufhin in einer Interessenabwägung entschieden, den östlichen, jüngeren Anbau durch

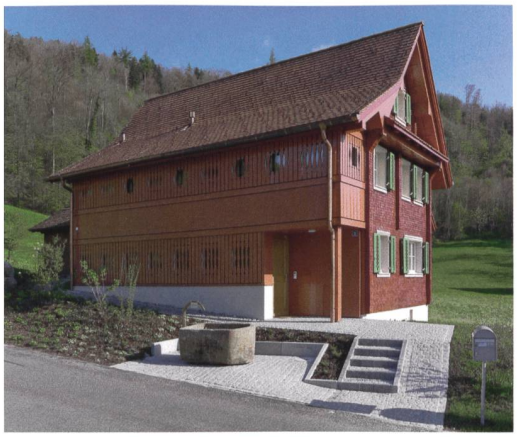


Abb. 3 Ansicht von Nordwesten, mit Laube, nach der Sanierung.

Abb. 4 Innenräume im ersten Obergeschoss, nach der Sanierung.

ein leicht grösseres Volumen zu ersetzen. Mit dieser Massnahme konnte die immer noch bescheidene Grundrissfläche optimiert und neu strukturiert werden (Abb. 4). So befinden sich der Hauptzugang neu in der Nordwestecke und das Bad in der ausgebauten Laube im ersten Obergeschoss. Eine raffiniert gestaltete Holzverschalung ziert neu die Laube (vgl. Abb. 3). Die Materialisierung und Farbgebung des Schindelschirms und sämtlicher Holzelemente an den Fassaden wurde sorgfältig bemustert. Das frisch sanierte Bruderhaus wertet heute die wunderbare Barockkapelle St. Verena auf.

GS-Nr. 1728, Ass.-Nr. 409b.
Ereignisnr. Archäologie: 1984.2.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Monika Twerenbold, Markus Bolli und Anette JeanRichard.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.
Planung: Zumbühl & Heggli Architekten, Zug.
Vorbericht: Adriano Boschetti-Maradi.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 348. – Dittli 2007, 1, 281 (s. v. Bruederhusli).

Abb. 1 Zug, Zeughausgasse 14 und 16. Untere (vorne) und Obere Münz. Ansicht von Nordosten.

Abb. 2 Untere Münz. Stube im zweiten Obergeschoss. Freigelegter Balken mit flachem, floralem Schnitzwerk.

Zug, Zeughausgasse 14, Untere Münz

Wohnen in liebevoll restaurierten Räumen

Die Obere und Untere Münz an der Zeughausgasse in Zug zählen zu den repräsentativsten Profanbauten der Zuger Altstadt. Die Untere Münz entstand von 1604 bis 1609 im Auftrag des Schultheissen Johann Caspar Weissenbach. Sie schliesst nördlich an die Obere Münz an, die ins frühe 16. Jahrhundert zurückreicht. Beide Häuser wurden unter Weissenbach vereint und westseitig durch Hinterhäuser erweitert, die bis heute einen idyllischen Innenhof umschliessen. 1609 richtete Weissenbach als Münzmeister im Erdgeschoss der Unteren Münz die zugerische Münzstätte ein, im Hinterhaus das Schatzgewölbe und die Münzwerkstatt. Die Münzstätte verblieb bis 1718 in der Unteren Münz. 1733 zog die Stadtkanzlei ein, 1848 die Kantonskanzlei, die bis 1872 hier ansässig war. Während dieser Zeit verblieb die Untere Münz stets in Privatbesitz. Seit dem mittleren 19. Jahrhundert befinden sich die Obere und Untere Münz im Besitz der Familie Wyss. 1980 wurde das Ensemble (Abb. 1) aufgrund seines sehr hohen baukünstlerischen Werts sowie als ehemalige Münzstätte und städtische und kantonale Schreibstube unter Schutz gestellt.

Seit den 1970er Jahren wird die Baugruppe im Auftrag der Eigentümerschaft auf vorbildliche Art sukzessiv restauriert. Die Wohnung im zweiten Obergeschoss der Unteren Münz wurde seit 1956 von derselben Familie bewohnt und war bei deren Auszug renovationsbedürftig. Auch hier sollte die historische Ausstattung so weit als möglich erhalten bleiben und sichtbar gemacht werden. Das Restaurierungskonzept wurde auf eine im Vorfeld durchgeführte Bauuntersuchung abgestützt, zudem wurden erfahrene Handwerker beigezogen, die bereits bei früheren Restaurierungen in der Münz involviert gewesen waren, so auch der Architekt. Die auf die Zeughausgasse und den Hirschenplatz gerichtete Stube im Kernbau war 1956 in drei Schlafzimmer unterteilt worden. Um die grosse Stube wieder herzustellen, wurden die Bretterwände rückgebaut, was zu einer deutlichen Aufwertung des Raumes führte (Abb. 4). Die historische Brettertäferdecke mit den profilierten Deckleisten und handgeschmiedeten Nägeln, die mindestens ins frühe 18. Jahrhundert zurückreicht, hätte aus Brandschutzgründen verkleidet werden müssen. Zugunsten der wertvollen Decke entschied man sich, den Brandschutz bei einer späteren Sanierung der darüber liegenden Wohnung im Bereich des Bodenaufbaus zu lösen und in der Zwischenzeit die Wohnung im zweiten Obergeschoss und das Treppenhaus mit einer Brandmeldeanlage zu sichern. So konnte die repräsentative Holzdecke auf Sicht erhalten bleiben. Die Raufasertapeten an den Wänden wurden abgelöst und die Kalkputzwände restauriert. Das historische Türblatt aus Nussbaumholz mit seinen angestochenen Barockecken, dem Kastenschloss und dem ziervollen Türknauf musste von mehreren Farbschichten befreit werden und präsentiert sich heute wieder holzsichtig. Auch bei den sandsteinernen Konsolen wurden jüngere Anstriche entfernt, ehe die Konsolsteine nach Befund wieder grau gefasst werden konnten. Unter jüngeren Bodenbelägen kam ein älterer Friesboden mit vier hellen Feldern aus Tannenholz und dunklen Friesen zum Vorschein. Dieser wurde belassen und mit einem neuen Holzboden abgedeckt, dessen Gestaltung jener des historischen Bodens entspricht. Beim Durchgang zum Hinterhaus fand sich ein

Abb. 3 Untere Münz. Schlafzimmer im zweiten Obergeschoss des Hinterhauses, mit holzsichtigem Wandtäfer und Brettertäferdecke, nach der Restaurierung.

Abb. 4 Untere Münz. Stube im zweiten Obergeschoss, nach der Restaurierung.

Bogenabschluss, der einst Teil einer Fensteröffnung in der ehemaligen Aussenwand des Kernbaus gewesen sein dürfte. Darüber kam ein mit Schnitzwerk verzierter Balken zum Vorschein, der von jüngeren Farbschichten befreit wurde (Abb. 2). Der Lambris wurde als unterer Wandabschluss rekonstruiert. In der südwestlichen Ecke der Stube erfolgte der Einbau einer offenen Küche. Dank der sorgfältigen Restaurierung der historischen Ausstattung und Oberflächen hat die Stube an Ausdruckskraft gewonnen, sodass sie ihrer Funktion wieder gerecht wird.

Durch die freigelegte Bogenöffnung gelangt man von der Stube über drei Stufen ins Hinterhaus. Dessen Flur führt L-förmig um das auf den Innenhof gerichtete Schlafzimmer. Im Flur konnten sowohl die originale Holzbalkendecke als auch der historische Tonplattenboden erhalten werden. Beim Boden mussten lediglich einzelne Fugen von einem Steinmetz erneuert werden. Die Fachwerkwand zum Schlafzimmer hin war vollständig mit Dispersionsfarbe überstrichen. Die Untersuchung zeigte, dass das Holzwerk und die Türrahmen einst schiefergrau gefasst und die Ausfachungen mit schwarzen Begleitlinien verziert waren. Aus Kostengründen verzichtete man darauf, diese Malereien freizulegen. Stattdessen erhielt das Riegelwerk nach Entfernung der Farbschichten einen neuen Anstrich, die Türen wurden abgelaugt und holzsichtig belassen. Um mehr Raum zu gewinnen, wurden im Schlafzimmer ein Wandkasten des 19. Jahrhunderts und ein Kachelofen entfernt. Dabei kamen hinter dem Wandkasten die originale, holzsichtige Oberfläche des Wandtäfers sowie die zugehörigen Konsolgesimse und Profilleisten zum Vorschein. Die Bauherrschaft entschied sich, auch das übrige Wandtäfer ablaugen zu lassen, sodass es sich heute wieder in seinem ursprünglichen Zustand präsentiert (Abb. 3). Das Deckentäfer und das Türblatt zur ehemaligen Küche erhielten einen neuen Anstrich. Durch das Verlegen der Küche in die Stube konnte im Hinterhaus ein zusätzliches, auf den besonnten Innenhof gerichtetes Zimmer gewonnen werden. Der Abort wurde durch ein Bad ersetzt, an das nun östlich die Toilette mit dem historischen Türblatt des Aborts anschliesst. Die Untere Münz ist bis heute über die historische Spindeltreppe im Treppenturm erschlossen. Da sich die hölzernen Blocktritte verschoben hatten, musste die Treppe mittels sorgfältig angepasster Vierkanteisen gesichert werden. So ist die einstige Atmosphäre nicht nur in den liebevoll restaurierten Wohnungen spürbar, sondern auch im altehrwürdigen Treppenhaus mit seinen schiefen, knarrenden Holztritten.

Dem grossen Engagement der Bauherrschaft und ihrem respektvollen Umgang mit der historischen Substanz ist es zu verdanken, dass die Untere und Obere Münz bis heute zu den wertvollsten und besterhaltenen Baudenkmälern der Zuger Altstadt zählen.

GS-Nr. 1011, Ass.-Nr. 173a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Nathalie Walter.
Planung: Chapuis Architektur GmbH Zug.
Literatur: KDM ZG 2, 461–475. – Dittli 2007, 3, 363. – Artur Schwerzmann, Gilbert L. Chapuis und Josef Grünenfelder, Die «Münz» in Zug. In: ZNbl.1984, 59–88. – Tugium 1, 1985, 22 und 32; 10, 1994, 48–49.

Kurzberichte

Baar, Baarburg: Prospektionen/Begehungen

Anlässlich erneuter Prospektionen auf der Baarburg fand sich unter anderem eine Reihe von Geldstücken antiker Zeitstellung, darunter eine keltische Potinmünze, die den Remi (Gallia Belgica) zugesprochen wird (Abb. 1). Das stark beschädigte keltische Geldstück kann zwischen dem letzten Drittel des 2. und der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. datiert werden. Es ist die erste im Zugerbiet entdeckte Münze des genannten belgisch-keltischen Stammes. Vorhandene Potins (Buntmetallmünzen) der Kelten aus älteren Zuger Funden sind solche vom sogenannten Zürcher Typ (Nord- und Zentralschweiz) sowie Exemplare, die den Sequani, Leuci und Lingones (alle drei östliches Mittelgallien) zugeschrieben werden. Zwei Kleinbronzen – die eine möglicherweise der Aduatuci (Kelten, Belgica), die andere vielleicht aus dem Raum Gallia Belgica stammend – wurden bereits 2011 bzw. 2014 auf der Baarburg gefunden.

Die übrigen antiken Fundmünzen gehören in die römische Kaiserzeit. Es sind ein Sesterz des Marcus Aurelius (161–180 n. Chr.), fünf Antoniniane (mindestens zwei des Kaisers Gallienus, 253–268 n. Chr.) und ein noch nicht genauer bestimmbares Geldstück zu verzeichnen.

Weiter konnte bei den Prospektionsgängen eine rhombische Fibel mit Mittelzier geborgen werden, an der die Nadel und auch der grösste Teil der Oberflächenverzierung – abgesehen von partiellen Zinnauflagen – fehlen (Abb. 2). Dennoch lässt sie sich sehr gut mit einem Stück aus dem römischen Oberwinterthur vergleichen, das aus augusteisch-tiberischem Kontext stammt. Ein weiterer Fund ist ein frühbarocker Riemenbeschlag aus einer Kupferlegierung (Abb. 3). Aufgrund ihrer schlechten Erhaltung können eine neuzeitliche Münze und ein religiöser Anhänger zurzeit nicht genauer bestimmt werden.

GS-Nr. 2370.
Ereignisnr. Archäologie: 173.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Romano Agola, Renata Huber und Eva Roth Heege.
Inventar der Fundmünzen der Schweiz: Stephen Doswald.
Metallanalysen: Rudolf Guhl, Schwerzenbach.
Literatur: Tugium 31, 2015, 29.

Abb. 1 ***Baar, Baarburg.*** *Potinmünze der Remi (letztes Drittel des 2. bis erste Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr.). Auf der Vorderseite ist eine menschliche Figur mit Haarzopf erkennbar, die in der linken Hand einen Speer hält; die Rückseite zeigt ein Tier (einen nach rechts gewandten Bären?), über dem eine Fibel im Mittellatèneschema dargestellt ist.*

Abb. 2 ***Baar, Baarburg.*** *Rhombische Fibel mit Mittelzier. Die silbern glänzenden Partien weisen Reste einer Zinnauflage auf.*

Abb. 3 ***Baar, Baarburg.*** *Frühbarocker Riemenbeschlag, wohl Pferdegeschirr. In der Längsachse auf der Rückseite befinden sich zwei Nieten für die Befestigung auf dem Lederriemen.*

Baar, Burgmatt 17: Kurzdokumentation vor Abbruch

Die Liegenschaft Burgmatt 17 befindet sich mitten im Wohnquartier Himmelrich in der Gemeinde Baar. Vor dem geplanten Abbruch im Jahr 2017 konnte das 1682 errichtete Wohnhaus in einer Kurzuntersuchung bauarchäologisch dokumentiert werden. Konstruktiv handelt es sich um einen zweigeschossig abgebundenen Ständerbau mit Kantholzausfachung auf einem gemauerten Sockelgeschoss (Abb. 4). Das mit seiner giebelständigen Hauptfassade nach Westen ausgerichtete Haus weist eine Grundfläche von ca. 12,5 × 10,5 m auf. An den Trauffassaden bestehen auf der Höhe des zweiten Vollgeschosses gründungszeitlich Lauben, die Giebelfassaden sind durch Klebedächer über den Fenstern gegliedert. Bis auf die Westfassade mit einer Verkleidung aus Rundschindeln lag die mehrheitlich intakte Baustruktur über die Jahrhunderte frei. Bei dem auf dem Sockelmauerwerk aufliegenden Schwellenkranz sind die Nord–Süd ausgerichteten Schwellen aus Eichenholz gefertigt, bei allen übrigen im Haus verbauten Hölzern handelt es sich um Fichte und Weisstanne.

Abb. 4 ***Baar, Burgmatt 17.*** *Freiliegende Ständerkonstruktion der Ostfassade und einstige Laube an der nördlichen Trauffassade.*

Das leicht in das Umgebungsniveau eingetiefte Sockelgeschoss weist im angetroffenen Zustand drei Kellerräume mit drei separaten, traufseitigen Kellereingängen auf. Der nordöstliche Bereich war nie unterkellert und bis auf die Fussbodenhöhe des ersten Vollgeschosses aufgeschüttet. In die aus Bollen und Bruchsteinen gefügten Sockelmauern sind teils hohe schmale Lüftungsscharten, teils breit gelagerte rechteckige Fenster eingelassen. In den Binnenmauern bestehen verschiedenartige (Licht-)Nischen.

Die beiden Vollgeschosse des Holzaufbaus zeigen identische Raumeinteilungen mit je zwei annähernd gleich grossen Kammern westlich und östlich eines Nord–Süd verlaufenden Korridors. Im ersten Vollgeschoss liegt dem traufseitigen Haupteingang im Süden ein weiterer Hauszugang gegenüber. Die Eingänge zu den beiden westlichen Kammern sind mit eingeschnittenen Kielbogen-Verzierungen an den Sturzbalken besonders ausgezeichnet. Mindestens die südwestliche Kammer war bauzeitlich zudem mit einem aus dem Korridor zu befeuernden Ofen beheizbar und ist damit als Stube anzusprechen. Die auf Sicht gebauten Wände wurden erst später mit Brettertäfer und schliesslich mit Fastäfer verkleidet. In der nicht unterkellerten Kammer im Nordosten des ersten Vollgeschosses dürfte sich schon zur Bauzeit die Küche befunden haben. Südlich angrenzend ist eine weitere Kammer vorhanden. Ins zweite Wohngeschoss mit gleicher Raumaufteilung gelangte man ursprünglich über einen Treppenaufgang im Korridor.

Die Dachkonstruktion, ein Pfetten-Rafendach mit doppelt stehendem Stuhl und Aufschieblingen zu den Lauben, war noch ganz erhalten und bot zusätzlich zu den Kellerräumen viel Lager- und Stauraum. Der unverrusste Zustand der Hölzer weist darauf hin, dass das Haus bereits zur Bauzeit über Kamine verfügte. Die für Dachkammern eingearbeiteten Wand- und Bodennuten wurden offenbar nie genutzt.

GS-Nr. 744, Ass.-Nr. 276a.
Ereignisnr. Archäologie: 2218.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Eugen Jans und Anette JeanRichard.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Raymond Kontic, Basel.

Baar, Neugasse 28: Aushubüberwachung

An der Neugasse 28 in Baar wurde ein Wohnhaus aus den 1960er Jahren abgerissen und durch einen grösseren Neubau ersetzt. Aufgrund der nur rund 100 m entfernten Fundstelle Baar-Früebergstrasse wurden die Aushubarbeiten von Dezember 2016 bis Januar 2017 archäologisch begleitet.

Bereits erste Profilaufschlüsse zeigten, dass der Boden im Bereich des Baustellenareals – abgesehen vom Standort des abgerissenen Wohnhauses – kaum durch neuzeitliche bzw. moderne Eingriffe gestört wurde. Auffällig waren insbesondere die für Baar typischen, massiven Kiesschichten, die als Ablagerungen ehemaliger Lorzenläufe anzusprechen sind (Abb. 5). Unter einer ca. 1,5 bis 2 m mächtigen Kiesschicht

Abb. 5 ***Baar, Neugasse 28.*** *Profilaufschluss mit mächtigem Kiespaket, darunter liegen die braunen bis dunkelbraunen Schichten, in welchen sich die prähistorische Keramik fand.*

fanden sich in verschiedenen Bereichen der Baugrube eine braun-gräuliche Schicht aus lehmigem Silt sowie eine dunkelbraune, ebenfalls lehmige Siltschicht. Beide Schichten wiesen jeweils eine Mächtigkeit von 10 bis 30 cm auf und enthielten einige prähistorische – möglicherweise bronzezeitliche – Keramikscherben, die geborgen wurden. Zwecks absoluter Datierung wurden zudem Holzkohleproben entnommen.

GS-Nr. 1708.
Ereignisnr. Archäologie: 2222.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: David Jecker und Gishan Schaeren.

Baar, Neugasse 40, Wohnhaus «Schanzeck»: Aussensanierung

Das Wohnhaus «Schanzeck» steht inmitten einer schönen Hofgruppe, die unweit der Neugasse zwischen Baar und Blickensdorf aus dem neuzeitlichen Siedlungsteppich hervorsticht. Als Riegelbau über hohem gemauertem Sockel im 17. Jahrhundert erstellt, ist es nicht nur das stattlichste, sondern auch das älteste Gebäude des Ensembles (Abb. 6). Zu diesem zählen nebst dem Wohnhaus u. a. auch ein Wasch- und Brennhaus, ein Dörrofen und eine Scheune, die alle im 19. Jahrhundert entstanden sind. Nach 1870 wurde das Wohnhaus in spätklassizistischer Art mit einem Treppenhausrisalit und regelmässig gesetzten Einzelfenstern ausgestattet. Die intakt erhaltene Hofgruppe ist prägend für das Ortsbild und zeugt von ihrer frühen Entstehung ausserhalb der Dorfanlage inmitten der damals noch weitgehend unbebauten Ebene zwischen Baar und Blickensdorf. Das Wohnhaus zeichnet sich nicht nur durch seine stattliche Erscheinung und seine Dimensionen aus, sondern auch durch seine historische Ausstattung,

Abb. 6 ***Baar, Neugasse 40.*** *Wohnhaus. Ansicht von Südosten.*

die u. a. aus wertvollen Felderdecken mit profilierten Deckleisten, Wandtäfern, Parkettböden und Buffets aus verschiedenen Jahrhunderten besteht.

In den 1980er Jahren fand letztmals eine Aussen- und Innenrestaurierung statt, bei der das einst überputzte Riegelwerk freigelegt und die inneren Oberflächen sanft restauriert wurden. Gleichzeitig wurde das Dachgeschoss ausgebaut und mit einer Giebellukarne ausgestattet. Im Vorfeld dieser Restaurierungen wurde das Wohnhaus 1982 unter Schutz gestellt. Inzwischen hat der Zahn der Zeit an der Gebäudehülle genagt, sodass sich diese mit Rissen im Mauerwerk und verwittertem Farbanstrich am Holzwerk präsentierte. In Absprache mit der Denkmalpflege wurde der auf dem Holzwerk vorhandene Acryl-Anstrich abgelaugt und durch einen für das Holz geeigneteren Anstrich in Ölfarbe ersetzt. Die Risse im Mauerwerk wurden mineralisch ausgespachtelt und der Putz mit einer Silikat-Mineralfarbe gestrichen, da der bestehende Untergrund keinen reinen Kalkanstrich ermöglichte. Die Fenster aus den 1980er Jahren, die den gewünschten Wärmedämmstandard nicht zu erfüllen vermochten, wurden durch neue Holzfenster mit filigranen Sprossen ersetzt. Die Jalousieläden konnten beibehalten werden, mussten aber abgelaugt und mit Ölfarbe neu gestrichen werden. Die grüne Farbe der Jalousieläden und das Ochsenblutrot des Riegelwerks, der Fenster, der Dachuntersicht und der Giebelgaube wurden sorgfältig abgenommen und nach Befund neu gestrichen. Dank der sorgfältigen Sanierung hat das äussere Erscheinungsbild des geschützten Riegelbaus eine deutliche Aufwertung erfahren, sodass das Baudenkmal in seiner liebevoll gepflegten Umgebung wieder seiner Bedeutung als repräsentatives Wohnhaus gerecht wird.

GS-Nr. 274, Ass.-Nr. 138a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Nathalie Walter.
Planung: Röck Baggenstos Architekten, Baar.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 77–78. – Tugium 1, 1985, 32; 2, 1986, 31; 3, 1987, 14.

Baar, Spitzibüel 2: Kurzdokumentation vor Abbruch

Das landwirtschaftliche Wohngebäude Spitzibüel 2 (Abb. 7) stand etwas ausserhalb, westlich des Zentrums von Allenwinden und wurde Ende 2016 zugunsten eines Ersatzbaus abgebrochen. Beim 1607 oder kurz danach errichteten Wohnhaus handelte es sich um ein zweigeschossiges Blockgefüge auf einem gemauerten Sockelgeschoss. Den oberen Abschluss bildete ein steiles, giebelständiges Pfetten-Rafendach. Während das nach Süden gerichtete Vorderhaus erhalten war,

Abb. 7 ***Baar, Allenwinden, Spitzibüel 2.*** *West- und Südfassade. Das 2016 abgebrochene Haus bestand im Süden aus einem Blockbau von 1607 oder kurz danach und im Norden aus einem Neubau von 1954.*

hatte man das Hinterhaus im Norden bei einem Umbau im Jahr 1954 komplett ersetzt.

Im erhaltenen Vorderhaus waren in beiden Geschossen je zwei Kammern angelegt. Die Stube befand sich im Südosten des ersten Wohngeschosses. Westlich daran anschliessend und nur durch die Stube zu erreichen, bestand eine kleinere Nebenstube. Die Eingänge beider Räume waren durch flankierende Mantelstüde ausgezeichnet. Bemerkenswert ist der Nachweis eines Kachelofens in der Stube, welcher bereits bauzeitlich so angelegt worden war, dass er in die Nebenstube hineinragte und diese mitbeheizte. Es ist der bislang früheste nachgewiesene derartige Befund in einem ländlichen Zuger Blockbau. Beschickt wurde der Ofen aus einem quer zum First verlaufenden Gang. Die gangseitige, massive Russverkrustung der Balken weist darauf hin, dass im Haus lange Zeit keine Kamine zur Abführung des Rauches des Kachelofens und der Herdstelle bestanden.

Die beiden Kammern im Vorderhaus des zweiten Wohngeschosses waren separat von einem zentralen Quergang resp. einer Galerie aus zu betreten. Hier bestanden bei den Türöffnungen nur einfache, wandbündige Pfosten. Bauzeitliche Fensteröffnungen konnten weder im ersten noch im zweiten Vollgeschoss mit Sicherheit gefasst werden. Im Dachgeschoss hatte sich eine aus dem westlichen Schlupf begehbare, firstzentrierte Dachkammer überliefert.

GS-Nr. 926, Ass.-Nr. 318a.
Ereignisnr. Archäologie: 2214.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Anette JeanRichard und Melanie Mastel.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Raymond Kontic, Basel.

Baar, Talacher 3: Kurzdokumentation vor Abbruch

Das Haus Talacher 3, an aussichtsreicher Lage 150 m oberhalb der Strasse von Zug ins Ägerital gelegen (Abb. 8), musste im Herbst 2016 einem Neubau weichen. Es schaute auf eine interessante Geschichte zurück: 1822 als Sennhütte errichtet, erfolgte um 1880 die Ablösung vom Hof Talacher am heutigen Kreisel und der Umbau zu einem Wohnhaus. Die bauhistorische Kurzuntersuchung fokussierte sich auf die Frage, wieviel Bausubstanz der Sennerei von 1822 bei deren Umbau zum Wohnhaus übernommen wurde.

Wie sich herausstellte, geht das gemauerte Sockelgeschoss von 12 × 7,5 m auf die Sennerei zurück. Es verfügte über einen zweigeteilten Grundriss: Talseitig lag ein von aussen durch ein repräsentatives Standsteinportal erschlossener Raum mit Balkendecke, in welchem der Käse produziert worden sein dürfte. Hangseitig schloss ein tonnengewölbter Milchkeller an (Abb. 9). Beim Umbau zum Wohnhaus um 1880 wurden der Schwellenkranz und die Blockkonstruktion des Obergeschosses der Sennerei bis zur neuen Fensterbrüstungshöhe übernommen. Darüber folgte, wohl zur einfacheren Errichtung der für das Wohnhaus erwünschten, regelmässigen Fenstereinteilung, ein Neubau. Man behielt im ersten Wohngeschoss die Blockkonstruktion bei, während

Abb. 8 ***Baar, Talacher 3.*** *Ansicht von Norden.*

man für das zweite Wohngeschoss eine Ständerkonstruktion wählte. Ein liegender Dachstuhl von hoher handwerklicher Qualität bildete die Grundlage für das steile Satteldach mit hochansetzendem Knick.

Die Erschliessung der Wohnräume erfolgte über einen halb aus der Südfassade hervorstehenden Treppenrisalit, von dessen Zwischenpodesten aus die in den Risalit integrierten Aborte erreicht werden konnten. Die interne Erschliessung des Sockelgeschosses über das Treppenhaus tangierte an einer Ecke den gewölbten Kellerraum der ehemaligen Sennerei. In den Wohnräumen waren noch partiell Ausstattungselemente aus der Bauzeit um 1880 erhalten.

Mit dem Abbruch des Hauses ging ein wirtschaftsgeschichtlich interessanter Bauzeuge verloren, der durch seine klare und schlanke bauliche Struktur eine äusserst reizvolle Wirkung erzielte.

GS-Nr. 909, Ass.-Nr. 498a.
Ereignisnr. Archäologie: 2161.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Christoph Rösch und Eugen Jans.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 124. – Häuser am Weg 6: Talacher – Grüt – Allenwinden (Faltprospekt), 2001.

Abb. 9 ***Baar, Talacher 3.*** *Tonnengewölbter Keller im hangseitigen Teil des Sockelgeschosses. Blick nach Westen.*

Cham, Eichmatt II: Aushubüberwachung

Die Eichmatt, ein Wiesland östlich des gleichnamigen Schulhauses an der Gemeindegrenze von Cham und Hünenberg, wird seit 2014 auf einer Fläche von fast 28 000 m² mit Mehrfamilienhäusern überbaut. Da sich das Gelände zwischen zwei bekannten archäologischen Fundstellen befindet, wurden die Aushubarbeiten von Anfang an archäologisch begleitet. 2016 hat das Bauprojekt mit der dritten und letzten Etappe («Hof 1») im Süden des Areals seinen Abschluss gefunden. Der Bauperimeter liegt dabei direkt westlich der 2002 entdeckten jungsteinzeitlichen Seeuferfundstelle Hünenberg-Wildenbach, die mit einer Datierung in die zweite Hälfte des 5. Jahrtausends bzw. in die Egolzwiler Kultur als eine der ältesten des Kantons Zug gilt.

Während des Oberbodenabtrags konnte auch bei dieser Etappe mithilfe des Metalldetektors neben der üblichen grossen Menge modernen Metallschrotts eine Reihe spannender Funde gemacht werden. Herausragend ist ein kleiner, sehr gut erhaltener Zapfhahn aus fast vollkommen unkorrodiertem Buntmetall (Abb. 10). Der Konushahn besteht aus zwei Teilen, einem Ventilkasten mit Spund und (alt abgebrochenem) Ausguss und dem sogenannten Drehküken, dessen unterer, konischer Teil drehbar in den Ventilkasten eingepasst ist. Der Konus des Drehkükens weist eine Durchlochung auf. Steht diese in einer Linie mit Spund und Ausguss, kann die zu zapfende Flüssigkeit durchfliessen, wird der Konus verdreht, sperrt er den Durchfluss. Der Griff des Drehkükens ist als Silhouette eines Hahns mit halbkreisförmigem Schwanz ausgebildet. Während der Hahn als Verzierungselement für Zapfhähne ein geläufiges Motiv ist, ist diese spezielle Form bislang nur aus der Schweiz bekannt und datiert in das 15., vielleicht sogar noch in das 14. Jahrhundert. Ein sehr ähnliches Drehküken stammt aus der Wasserburg Mülenen in Schübelbach SZ.

Abb. 10 ***Cham, Eichmatt II.*** *Zapf- bzw. Konushahn des 14. oder 15. Jahrhunderts in Fundlage. Das hervorragend erhaltene, kaum korrodierte Stück aus Buntmetall wurde beim Abbaggern des Oberbodens mit dem Metalldetektor geortet und freigelegt. Der Ausfluss (im Bild links) ist alt abgebrochen.*

Unter dem humosen Oberboden wurde zunächst ein rund 60 cm starkes, im oberen Teil durch eine Bodenbildung überprägtes Auenlehmpaket gefasst (Abb. 11). Darauf folgte zwischen rund 417,5 und 417,0 m ü. M. eine Strate aus muddigen, gegen oben zunehmend torfigen Verlandungssedimenten. Sie zeigen ein kleines, vom Wildenbach gespeistes, heute verschwundenes Feuchtgebiet östlich der 420-m-Höhenlinie an, das bereits in den ersten beiden Bauetappen auf der Eichmatt gefasst werden konnte. Der fehlende Kalkgehalt und die Höhenlage sprechen gegen einen Einfluss des heutigen Zugersees während ihrer Entstehung. In diesem Schichtpaket sind Astbruch und mehrere grössere Hölzer eingelagert, darunter ein noch fast 2 m langer Weisstannenstamm mit Wurzelanläufen, dessen dendrochronologische Datierung jedoch noch nicht gelungen ist. Ihrem Charakter nach handelt

Abb. 11 ***Cham, Eichmatt II.*** *Arbeitssituation im Osten des Bauareals. In der Aushubkante (rechts des Jalons) wurde ein Stichprofil angelegt. An der Profilbasis liegt glazialer, gesteinsschuttdurchsetzter Ton, gefolgt von zunächst vergrauter, dann reinweisser Seekreide. Darüber folgt eine stark organisch angereicherte, muddig-torfige Strate, gegen oben wird die Schichtfolge von Auenlehmen abgeschlossen; der Oberboden ist bereits flächendeckend abgetragen. Im Profil sind Kistchen für die Beprobung der Sedimente gesetzt, Hisham Zbair wird ihre Lage gleich in die Profilzeichung eintragen. Im Hintergrund, rechts des Baggers, ein bereits fertiggestelltes Gebäude der ersten Bauetappe («Hof 2»).*

es sich bei diesen Schichten mit grosser Sicherheit um dasselbe Schichtpaket, das nur wenige Meter südöstlich die Fundschicht des Seeuferfundplatzes Hünenberg-Wildenbach beinhaltet und in die zweite Hälfte des 5. Jahrtausends zu stellen ist; die stratigrafische Abfolge der beiden Aufschlüsse ist identisch. Archäologische Spuren bzw. Hinweise auf menschliche Präsenz oder Tätigkeiten fehlen in den Verlandungssedimenten der letzten Eichmatt-Etappe allerdings vollständig. Im Liegenden folgt auf diese schliesslich ein fast meterdickes Paket aus zunächst reinweisser, dann vergrauter Seekreide, die auf stark mit Gesteinsschutt durchsetztem glazialem Beckenton aufliegt. Auch diese Seekreidestrate lässt sich mit der die Wildenbach-Fundschicht unterlagernden Seekreideschicht auf der Nachbarparzelle parallelisieren. Dort hat ein in die Schichtoberkante eingelagertes Kiefernholz ein noch in die ausgehende Eiszeit fallendes ^{14}C-Datum (10 091–9402 v. Chr., 2σ-Bereich) geliefert. Dieses sehr frühe Datum erklärt, warum die Seekreide hier – wie auch in der Nordostecke der zweiten Bauetappe – derart hoch ansteht: Der späteiszeitliche und frühholozäne Spiegel des Zugersees lag bei etwa 420 m ü. M., bei der Seekreide dürfte es sich um ein Sediment dieses gegenüber heute um rund 6,5 m höheren Zugersees handeln. Ganz im Westen des Areals, an der Eichmattstrasse (Abb. 12), fehlen dagegen Seesedimente ebenso wie ausgeprägte Verlandungssedimente. Dieser Bereich befindet sich also bereits ausserhalb der ehemaligen Uferzone.

Die geschilderte Seerandsituation ist mithin prägend für die Topografie des gesamten Eichmatt-Areals. In diesen See bzw. in dieses verlandende Feuchtgebiet mündet von Westen her kommend eine Fliessrinne, die archäologisch bereits bei den Grabungen 2007 im Bereich des heutigen Eichmatt-Schulhauses und 2009 auf der weiter hangaufwärts gelegenen Huobweid gefasst werden konnte. Sie ist hier mit Geröllen verfüllt und enthält zahlreiche, überwiegend römische Funde. Unklar ist derzeit noch, ob es sich um einen natürlichen, allenfalls begradigten und verbauten Bachlauf oder einen künstlich angelegten Graben handelt. Die Rinne wird beidseitig von Grubenhäusern und wohl auch Schwellbalkenbauten begleitet, die aufgrund der Bautechnik und der Begleitfunde dem Frühmittelalter zugewiesen werden konnten. 2014 konnte diese Fliessrinne im mittleren Teil des Eichmatt-Bauareals («Hof 2») weiterverfolgt werden; sie läuft hier sich deltaartig verästelnd im Flachwasser des Sees aus. Dank des hohen

Abb. 12 ***Cham, Eichmatt II.*** *Stratigrafie in der Böschung im Westen der Baugrube, nahe der Eichmattstrasse auf Höhe der Sportanlage Kemmatten. Die im Osten der Fläche gefassten See- und Verlandungssedimente fehlen hier vollständig.*

Grundwasserstands haben sich in der Rinne zahlreiche Hölzer erhalten: Neben Schwemmhölzern konnte auch eine Reihe von Pfählen geborgen werden, die mehr oder weniger senkrecht in die Sohle der Fliessrinne eingeschlagen waren; sie haben jedoch keinen ersichtlichen strukturellen Zusammenhang. Mittlerweile liegen für zwei dieser Pfähle sowie ein Schwemmholz aus der Rinnenverfüllung ^{14}C-Daten vor (Abb. 13). Die Datierungsspannen der beiden Pfähle sind dabei fast deckungsgleich, sie fallen in die zweite Hälfte des 6. und die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts n. Chr. und damit in das frühe Mittelalter. Das datierte Schwemmholz ist etwas älter, es gehört noch an den Übergang von der Spätantike zum Frühmittelalter. Mit den ^{14}C-Daten korrespondierende frühmittelalterliche Funde fehlen im Fundmaterial der Eichmatt bislang, dagegen passen die Daten gut zu den frühmittelalterlichen Befunden unter dem Schulhaus! Diese sind bisher aufgrund der räumlichen Nähe des Ortsnamens «Äniken» für eine rund 350 m weiter nordnordwestlich, an der Chamerstrasse liegende Hofgruppe in das 7./8. Jahrhundert datiert worden. Die Namensendung «-iken» ist typisch für Siedlungsgründungen dieser Zeit. Die Datierungen der Pfähle zeigen somit eine ältere Nutzungsphase an, das Datum des Schwemmholzes könnte sogar als ein Indiz für eine Siedlungskontinuität seit der Spätantike aufgefasst werden. Einzelpfähle im Bereich des Seeufers sind typisch für das Frühmittelalter. Im Kanton Zug ist dies etwa auch aus Stein-

Labor-Nummer	Material	^{14}C-Alter (unkalibriert, vor 1950)	Kalibriertes Alter, 2σ (Oxcal v4.2.4)
ETH-67394	Schwemmholz (HolzNr. 16)	1597±22 BP	409–537 n. Chr.
ETH-67395	Pfahl (HolzNr. 56)	1483±21 BP	545–630 n. Chr.
ETH-67396	Pfahl (HolzNr. 58)	1448±21 BP	574–648 n. Chr.

Abb. 13 ***Cham, Eichmatt II.*** *Ergebnis der ^{14}C-Datierungen an während der ersten der drei Bauetappen geborgenen Hölzern, beprobt wurde jeweils der äusserste Jahrring. Alle drei Hölzer stammen aus dem Bereich, der das Bauareal mittig querenden Fliessrinne und datieren in das Frühmittelalter (zu HolzNr. 56 vgl. Tugium 31, 2015, 36, Abb. 20).*

hausen-Chollerpark oder von der Alpenblick-Kreuzung (Alte Steinhauserstrasse) in Cham bekannt. Die Interpretation dieses Phänomens ist noch unklar: Handelt es sich vielleicht um einzelne, zur Fischerei gehörende Pfahlsetzungen, etwa zum Fixieren einer Reuse oder zum Anbinden eines Bootes?

GS-Nr. 16, 1216, 3312.
Ereignisnr. Archäologie: 2033.03.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Jochen Reinhard und Gishan Schaeren.
^{14}C-Datierungen: Irka Hajdas (ETH Zürich).
Literatur: Dittli 2007, 1, 97 (s. v. Äniken). – Walter Drack, Zur Geschichte des Wasserhahns. Die römischen Wasser-Armaturen und mittelalterlichen Hahnen aus der Schweiz und dem Fürstentum Liechtenstein. Zürich 1997 (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich 64). – Renata Huber und Gishan Schaeren, Zum Stand der Pfahlbauforschung im Kanton Zug. Tugium 25, 2009, 111–140, besonders 120–125. – Stefan Krabath, Die hoch- und spätmittelalterlichen Buntmetallfunde nördlich der Alpen. Eine archäologisch-kunsthistorische Untersuchung zu ihrer Herstellungstechnik, funktionalen und zeitlichen Bestimmung. Rahden 2001 (Internationale Archäologie 63). – Tugium 24, 2008, 25; 26, 2010, 23f.; 31, 2015, 35f.; 32, 2016, 52–54 – JbAS 91, 2008, 182f.; 93, 2010, 246.

Cham, Frauental, Beichtigerhaus und Angestelltenhaus: Aussensanierung

Das Kloster Frauental ist das älteste Schweizer Zisterzienserinnenkloster, das am Ort seiner Gründung bis heute existiert. Die Anfänge dürften bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zurückreichen. Es liegt einige Kilometer nördlich von Cham, inmitten von Wäldern und Matten auf einer Insel, die von zwei Armen der Lorze gebildet wird. Die einsame und wassernahe Lage ist für zisterziensische Klöster typisch.

Auf der Westseite ist dem Klostergeviert ein äusserer Klosterhof mit dem Beichtigerhaus vorgelagert, durch welchen der Hauptzugang zum Kloster führt (Abb. 14). Das Haus wurde 1609 durch Jost Knopfli d. J. errichtet und ist Wohnsitz des Spirituals oder Beichtigers des Frauenklosters. Es handelt sich um einen stattlichen, dreigeschossigen Baukörper unter einem ausladenden Stutzwalmdach. Die im Kanton Zug eher unüblichen Giebelbogen unter den Teilwälmen dürften erst im späteren 18. Jahrhundert angebracht worden sein. Durch das Erdgeschoss führt nordseitig der Eingang zum Kloster. Die kürzlich abgeschlossene Fassadensanierung umfasste das partielle Ausbessern und Neustreichen der Fassaden sowie den Ersatz der alten Fenster durch neue Isolationsfenster in Holz.

Ausserhalb der Klosteranlage steht nordwestlich frei das sogenannte Knechtenhaus, das Wohnhaus der Angestellten, die mit den Schwestern die Landwirtschaft besorgten (Abb. 15). Heute wird das Wohnhaus vom Verwalter des Klosterbetriebs bewohnt. Das Haus ersetzte im Jahre 1861 ein spätbarockes Gebäude. Es handelt sich um einen verputzten Fachwerkbau unter einem klassizistisch flach geneigten Dach mit zwei Vordachreihen in den Giebeln und umlaufendem Vordach über dem Wohngeschoss. Die Fassaden und das Dach dieses Gebäudes wurden nach denkmalpflegerischen Vorgaben saniert. Analog zum Beichtigerhaus mussten die Fassaden partiell ausgebessert und neu gestrichen werden. Im Weiteren wurden die Fenster durch neue Isolationsfenster in Holz ersetzt und das Dach mit neuen naturroten Biberschwanzziegeln gedeckt.

GS-Nr. 1107, Ass.-Nr. 137c, d.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Monika Twerenbold.
Planung: Zumbühl & Heggli Architekten Zug.

Cham, Hagendorn, Lorzenweidstrasse 40–54, ehemalige «Kosthäuser»: Kurzdokumentation vor Umbau und Renovation

Bei den sogenannten Kosthäusern auf der Lorzeninsel in Cham-Hagendorn handelt es sich um insgesamt acht in einer Reihe stehende, baugleiche Wohnhäuser. Diese wurden zwischen 1868 und 1876 als Unterkünfte für die Arbeiter der seit 1863 bestehenden Baumwollspinnerei Hagendorn errichtet (Abb. 16). Die Spinnerei umfasste nebst dem Fabrikgebäude verschiedene Nebenbauten, darunter ein Dampfheizungs- und Retortengebäude, Werkstätten, eine Weberei, ein Turbinenhaus sowie ein stattliches Wohnhaus für den Fabrikdirektor. Die acht Arbeiterhäuser wurden auf der schmalen Insel zwischen dem Fabrikkanal und der Lorze erstellt und mittels einer Brücke mit dem Fabrikareal verbunden. 1888 setzte ein Brand dem Spinne-

Abb. 14 und 15 ***Cham, Frauental,*** *Beichtigerhaus (links), Ansicht von Westen, und Angestelltenhaus (rechts), Ansicht von Südwesten, nach der Restaurierung*

Abb. 16 ***Cham, Hagendorn, Lorzenweidstrasse 40–54, ehemalige «Kosthäuser».*** *Sechs der insgesamt acht baugleichen Kosthäuser auf der Lorzeninsel.*

reibetrieb ein jähes Ende. In der Folge erwarb die Papierfabrik Cham das Areal samt den zugehörigen Wasserrechten. Die «Kosthäuser», die beim Brand unversehrt blieben, boten auch weiterhin den Fabrikarbeitern Kost und Logis. 1974 wurden sie verkauft und die Wohnungen fortan an Private vermietet.

Aufgrund ihrer hohen Bedeutung für das Ortsbild, aber auch als wichtige Zeugin der ersten Industrialisierungsphase im Kanton Zug wurde die Arbeitersiedlung Lorzenweid, die im Inventar schützenswerter Ortsbilder der Schweiz (ISOS) als Ortsbild von nationaler Bedeutung eingestuft ist, 2007 zur Ortsbildschutzzone erklärt. Im gemeindlichen Richtplan wurde festgelegt, dass die Gesamtanlage zu erhalten sei und Neubauten oder den äusseren Charakter stark verändernde Umbauten nicht gestattet seien. Da die Arbeiterhäuser sanierungsbedürftig waren und die Wohnflächen die heutigen Bedürfnisse nicht mehr zu erfüllen vermochten, wurde 2009 ein Studienvergleichsverfahren durchgeführt, aus dem das nun realisierte Umbau- und Erweiterungsprojekt hervorgegangen ist.

Anlässlich der von der kantonalen Denkmalpflege begleiteten Renovations- und Umbauarbeiten wurde die Konstruktion der Häuser untersucht und eine baugeschichtliche Kurzdokumentation erstellt. Die exemplarische Kurzdokumentation in einem Haus zeigte, dass die «Kosthäuser» aus einem gemauerten, etwa hälftig ins Gelände eingetieften Sockelgeschoss bestehen, über dem sich zwei Vollgeschosse in Fachwerkbauweise mit ausgemauerten Gefachen erheben. Die Häuser werden mit zweigeschossig angelegten Dachwerken abgeschlossen und sind jeweils mit zwei Lukarnen ausgestattet. Sie weisen die für Arbeiterhäuser typische bescheidene, klassizistisch-biedermeierliche Architektursprache auf, die ab der Mitte des 19. Jahrhunderts weitverbreitet war, und erinnern an die sogenannten «Höllhäuser» in Baar, die wenige Jahre vorher entstanden waren. Wie auf historischen Fotografien zu erkennen ist, waren die mit rostroten Eternitschindeln verkleideten Fassaden ursprünglich mit hellen, vertikalen Deckleistenschalungen aus Holz verbrettert. Zum Zeitpunkt der Bauuntersuchung waren die im Süden zum Fabrikareal hin angeordneten, 7 m tiefen Wohnbereiche durch Querwände von den 2,2 m tiefen Treppenhausbereichen mit Aborten im Norden getrennt. In den Sockelgeschossen war für jede Wohnung ein Kellerraum angelegt worden. In jedem Haus bestanden drei Wohnungen mit je vier kleinen Zimmern und einer Küche. Die damals noch spürbare «Kleinteiligkeit» der Wohnungen lag in ihrem ursprünglichen Zweck als einfache, kostengünstige Unterkünfte für junge, unverheiratete Arbeiter begründet, die sich jeweils zu sechst oder siebt eine Wohnung teilten. Die ursprünglichen Interieurs waren nur noch in Teilen erhalten und zeugten ebenfalls von der bescheidenen Wohnkultur der damaligen Zeit. Bis 2014 gehörte zu jedem Arbeiterhaus auch ein Holzschopf, der rückseitig parallel zur Giebelfassade stand. Hier befanden sich einst auch die zugehörigen Nutzgärten, die der Selbstversorgung dienten.

Mit dem aktuellen Umbau wurden die «Kosthäuser» umfassend saniert und durch je einen Anbau aus Holz an den Nordostfassaden zur Lorze hin erweitert. Die Anbauten übernehmen die bestehenden Kubaturen, sind aber in der Materialisierung und Konstruktion als neuzeitliche Erweiterungen konzipiert. Aus den ursprünglich bescheiden dimensionierten drei Wohnungen pro Haus sind neu je zwei grössere, geschossübergreifende Wohnungen mit grosszügigen Wohnküchen entstanden. Dabei blieben in jedem Haus der Rohbau, die ursprüngliche Raumteilung und die einheitliche Erscheinung weitestgehend erhalten. Wie sich zeigte, befand sich die Konstruktion der Häuser in einem relativ guten Zustand. Die Mauer- und Fachwerke sowie die Deckenbalkenlagen mussten lediglich repariert und wo nötig partiell ersetzt werden.

Trotz der geringen Raumhöhen konnte glücklicherweise auf ein Anheben der Deckenbalkenlagen, das zu unverhältnismässig grossen Eingriffen in die Substanz geführt hätte, verzichtet werden. Von den ursprünglich drei Zimmern, die auf den Lorzenkanal ausgerichtet waren, wurden pro Geschoss jeweils zwei Zimmer zusammengelegt, wodurch je ein einzelner, grösserer Wohnraum entstand. Um den feuerpolizeilichen Auflagen gerecht zu werden, mussten die bauzeitlichen Treppen ersetzt werden. Da die Häuser aussen isoliert wurden, musste darauf geachtet werden, dass die Fensterlaibungen nicht zu tief werden, entsprechend waren auch die Dachvorsprünge neu auszubilden. Die Aussenhüllen wurden vollständig rekonstruiert, die Fenster und Jalousieläden in Holz erneuert und die Dächer wiederum mit Ziegeln gedeckt. Mit dem Ersatz der Eternitschirme durch Deckleistenschalungen aus Holz konnte die ursprüngliche Erscheinung der Häuser wieder hergestellt werden. Da man sich in der Öffentlichkeit in den letzten Jahrzehnten an die rostrote Farbe gewöhnt hatte, wurde entschieden, die Holzschalung der «Kosthäuser» nicht wie ursprünglich in einem hellen Farbton, sondern erneut in einem rostroten Farbton zu lasieren. Die stumpf gestossenen Holzschalungen der Anbauten hingegen wurden in einem dezenten Grauton lasiert, wodurch sie sich den «Kosthäusern» optisch unterordnen. Auch die etwas vernachlässigten Aussenbereiche haben mit der neuen Gestaltung eine Aufwertung erfahren. Die charakteristischen, bekiesten Vorplätze wurden beibehalten und instand gestellt; Bänke und Bäume säumen nun den neuen Lorzenweg, der von Cham über die Lorzeninsel an den «Kosthäusern» vorbei nach Hagendorn führt.

Dank der sorgfältigen Renovation der Aussenhüllen und den behutsamen Erweiterungen zur Lorze hin konnte der unverkennbare Charakter der identitätsstiftenden Arbeiterhaussiedlung gewahrt bleiben und gleichzeitig neuer, an zeitgemässe Bedürfnisse angepasster Wohnraum geschaffen werden. Mit der Unterschutzstellung der acht «Kosthäuser» ist der Erhalt dieses bedeutenden Ensembles auch für die Zukunft gesichert.

GS-Nr. 1380, Ass.-Nr. 169d, e, f, h, i, k, l, m.
Ereignisnr. Archäologie: 2138.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Nathalie Walter, Markus Bolli und Anette JeanRichard.
Planung: Strüby Konzept AG, Seewen.
Konzept: Sylvia & Kurt Schenk-Architekten AG, Zug.
Literatur: KDM ZG NA. 2, 274. – Michael van Orsouw, 350 Jahre «Papieri» Cham. Cham 2007, 49. – Häuser am Weg 3: Gemeinde Cham (Faltprospekt), Baar 2006.

Cham, Oberwil, Hof III: Rettungsgrabung (Kiesabbau)

2016 wurde der Zufahrtsweg zwischen Knonauerstrasse und dem eponymen Bauernhof abgebaut. Im Westen stiess man auf die Fortsetzung des bereits aus den vergangenen Jahren bekannten Hitzestein-«Koffers». Nach rund 20 m verlor sich dessen Spur. Zusammen mit den bereits ausgegrabenen Segmenten erreicht diese Struktur nun eine Länge von über 80 m.

Abb. 17 ***Cham, Oberwil, Hof III.*** *Freigelegtes Pfostenloch mit kranzförmig angeordneten Keilsteinen.*

Allfällige Spuren von Karrengleisen sowie die Nähe zu den Gebäuden lassen vermuten, dass es sich dabei um einen mit (Hitze-)Steinen befestigten Weg handelte. Die vielen Keramikscherben daraus stammen praktisch ausschliesslich aus der Bronzezeit. Insbesondere unter dem Zufahrtsweg war die Kulturschicht extrem verdichtet, was die Lokalisierung sowie die Dokumentation der Befunde erschwerte. Dennoch fanden sich darunter noch einige grössere Pfostenlöcher mit Keilsteinen, die sich zu Vierpfostenbauten zusammenfassen liessen (Abb. 17). Ausserdem kann anhand weiterer mutmasslicher Pfostenlöcher ein drittes langrechteckiges Gebäude («Haus 3») vom Ausmass des «Hauses 2» rekonstruiert werden. Im Weiteren fanden sich um diese potenziellen Gebäude herum mehrere lokale, langrechteckige bis ovale Hitzesteinkonzentrationen. Darunter lag jeweils ein relativ dünner Holzkohlehorizont, welcher vermuten lässt, dass es sich bei diesen Befunden ehemals um Feuergruben handelte. In einer dieser Strukturen lag unmittelbar auf dem Holzkohlehorizont, welcher etliche kalzinierte Knochenfragmente enthielt, ein grosses bronzezeitliches Gefässfragment. Ebenfalls in diesem

Abb. 18 ***Cham, Oberwil, Hof III.*** *Hisham Zbair legt ein grosses bronzezeitliches Gefässfragment frei, das sich in einer Grube unter einer Steinabdeckung fand.*

Abb. 19 ***Cham, Oberwil, Hof III.*** *Die rund 1000 Jahre alte Emailscheibenfibel aus Bronze.*

Bereich kam eine 1,5 m grosse, runde Hitzesteinkonzentration mit einem mittig darin liegenden, grossen Stein zum Vorschein. Es stellte sich heraus, dass es sich dabei um die Abdeckung einer 0,5 m tiefen Grube handelte, die grosse bronzezeitliche Gefässteile, eine Mahlplatte aus Stein sowie einige kalzinierte Knochen enthielt (Abb. 18). Es bleibt abzuklären, ob es sich bei Letzteren um menschliche oder tierische Überreste handelt.

Bereits 2014 fand sich östlich des Hofs eine mittelalterliche Scheibenfibel mit zentraler Tierdarstellung (Abb. 19). Wie die wissenschaftliche Auswertung des bronzenen Fundstücks ergab, handelt es sich dabei um einen ausgesprochen seltenen Fibeltyp. Neben zwei Vergleichsstücken aus der Schweiz sind aus Europa zurzeit nur zehn Fibeln ähnlicher Ausführung bekannt.

GS-Nr. 794.
Ereignisnr. Archäologie: 1907.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: David Jecker und Gishan Schaeren.
Inventar der Fundmünzen Schweiz: Stephen Doswald.
Literatur: Ursula Gnepf Horisberger und Sandy Hämmerle, Cham-Oberwil, Hof (Kanton Zug). Befunde und Funde aus der Glockenbecherkultur und der Bronzezeit. Basel 2001 (Antiqua 33). – Tugium 26, 2010, 18–21; 27, 2011, 21–23 und 53–56; 28, 2012, 29f.; 29, 2013, 33f.; 30, 2014, 35f.; 31, 2015, 38f.; 32, 2016, 30f. – JbAS 93, 2010, 221; 94, 2011, 236; 95, 2012, 186f.; 96, 2013, 178f.; 97, 2014, 206f.; 98, 2015, 183f. – David Jecker, Nach 1000 Jahren wiederentdeckt – eine karolingisch-ottonische Emailscheibenfibel aus Cham-Oberwil (Kanton Zug). ZAK 2, 2017 (im Druck).

Hünenberg, Dorfstrasse 2, Wohnhaus: Kurzdokumentation vor Teilumbau

Im Hinblick auf einen in Erwägung gezogenen Abbruch hatte im Haus Dorfstrasse 2 im Dorfkern von Hünenberg bereits 2012 eine bauhistorische Voruntersuchung stattgefunden. Wie sich bei der damals durchgeführten Holzaltersbestimmung herausstellte, stammt der Kernbau, eine zweigeschossig erhaltene Bohlenständerkonstruktion, aus der Zeit um 1472/73. Es handelt sich damit um den ältesten noch erhaltenen Bohlenständerbau in der Gemeinde Hünenberg. Inzwischen wurde die Liegenschaft unter Denkmalschutz gestellt. Im Rahmen eines Umbaus des zweiten Vollgeschosses sowie des Dachraums konnte im Jahr 2016 eine Kurzdokumentation durchgeführt werden. Aufgrund der dabei gewonnenen neuen Einblicke ist abweichend von den 2012 angestellten Vermutungen für den Gründungsbau von einem einraumbreiten und einem zwei-, allenfalls dreiraumtiefen Grundriss auszugehen. Im Süden dürfte im ersten Geschoss des Holzaufbaus die Stube angelegt gewesen sein, darüber eine Wohnkammer (Abb. 20). Im nördlichen oder allenfalls mittleren Hausteil ist aufgrund der massiven Russverkrustung der Holzoberflächen mit einer über beide Geschosse reichenden, offenen Rauchküche zu rechnen. Ein vergleichbarer, nur einen Raum breiten Grundriss ist für freistehende, ländliche Bohlenständerbauten im Kanton Zug bislang nur von Haus Leihgasse 39/42 in Baar bekannt. Dieses wurde etwas früher, um 1420, erbaut.

GS-Nr. 34, Ass.-Nr. 303a.
Ereignisnr. Archäologie: 1917.2.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Anette JeanRichard, Eugen Jans und Armin Thürig.
Literatur: Tugium 29, 2013, 37f. – KDM ZG NA. 2, 301.

Abb. 20 ***Hünenberg, Dorfstrasse 2.*** *Reste der Bohlenständerkonstruktion aus der Zeit um 1472/73. Die Türöffnung mit Mantelständer stammt aus einem späteren Umbau.*

Hünenberg, St. Wolfgang, ehemaliges Ökonomiegebäude: Umnutzung zu Wohnzwecken.

Das Inventar schützenswerter Ortsbilder der Schweiz (ISOS) streicht beim Weiler St. Wolfgang die Lagequalitäten hervor, insbesondere das spannungsvolle Gegenüber des Hofes Rainmatt am Hangfuss zur Baugruppe um die Kirche St. Wolfgang an der Hangkante in prägnanter Lage über der Reussebene. Architekturhistorische Qualitäten erreicht der Weiler mit der spätgotischen Landkirche als ehemaligem Wallfahrtsort und verschiedenen regionaltypischen Pfrundhäusern, Gasthäusern sowie den ländlichen Wohn- und Wirtschaftsbauten. Unter diesen kommt dem Wohnhaus (Ass.-Nr. 44a) an der Hangkante, einem Ständerbau von 1672, sowie der ehemaligen Sennhütte/Waschhaus (Ass.-Nr. 44b) mit später angebauter Stallscheune eine sowohl die Silhouette als auch die bauliche Textur des Weilers prägende Stellung zu (Abb. 21). Letztere wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wohl als Sennhütte und Waschhaus an der Stelle eines älteren Schweinestalles erbaut bzw. umgebaut und erhielt 1903 eine Erweiterung nach Süden für einen Rinderstall. Der heutige Bau besteht aus zwei rechtwinklig zueinander gebauten Teilen.

Ein denkmalpflegerischer Grundsatz ist es, sanierungsbedürftige Denkmäler nach einer geeigneten Nutzung zu befragen, die in der bestehenden Struktur Platz findet. Mit dem Umnutzungskonzept des Architekten konnte die für das Gebäude charakteristische dreiteilige Grundrissstruktur beibehalten werden. Die ehemalige mittige Tenne wird als Eingangshalle zum Dreh- und Angelpunkt der inneren Organisation und kann so in ihrer Höhe erlebbar bleiben. Sie erschliesst die Wohn- und Arbeitsräume, die ebenerdig zu beiden Seiten im ehemaligen Stall und in der ehemaligen Senn- und Waschhütte liegen, sowie die Schlafräume im oberen Geschoss. Auch zeichnete sich im westlichen Teil des ehemaligen Stalls strukturell ein idealer Ort für eine in das Gebäudevolumen integrierte Terrasse mit Blick von der Hangkante Richtung Osten ab. Sie wird mit grossformatigen Schiebeläden verschlossen, sodass der Charakter des Ökonomiebaus durch das neue Element nicht wesentlich verändert wird. Der südliche Gebäudeteil mit hangparallelem First aus dem Jahr 1903 ist strassenseitig in weiss getünchtem Backstein erhalten geblieben. Die Aussenwände mussten wärmetechnisch aufgerüstet und die Holzverkleidung an den übrigen Fassadenteilen, welche typisch ist für ländliche Wirtschaftsbauten, erneuert werden. Die Öffnungen wurden grossmehrheitlich beibehalten – mit einer Ausnahme: dem neuen Fenster bei der Nordostfassade, welches den Blick in die Landschaft öffnet.

Abb. 21 ***Hünenberg, St. Wolfgang, ehemaliges Ökonomiegebäude.*** *Ansicht von Südosten.*

GS-Nr. 2318, Ass.-Nr.44b.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner.
Fachbericht: Benno Furrer, Schweizerische Bauernhausforschung.
Planung: Hugo Sieber, dipl. Architekt ETH, Zug.

Hünenberg, Weinreben, Weinrebenkapelle: Instandsetzung/ Restaurierung

Die Weinrebenkapelle ist geostet und steht aussichtsreich an der Hangkante über dem ehemals und heute wieder mit Reben bepflanzten Abhang vom Dorf Hünenberg zur Reussebene (Abb. 22). Überliefert ist, dass ein Sturm ein altes Wegkreuz «mit etwas darein verborgenen Heilthum» zerstörte, das über dem mit Reben bestockten Hang stand. Die dreizehn Höfe der damaligen Hünenberger Rebbauern hatten je eine Stimme in der darauf gegründeten Genossenschaft. 1768 wurde der Beschluss zu einem Neubau gefasst. Drei Jahre später war die Kapelle erstellt. Bis heute pflegen die dreizehn Rebbauern die Weinrebenkapelle.

Die Fundamente wurden bei einer früheren Restaurierung mit Bitumen-Injektionen versehen, um die im Mauerwerk aufsteigende Feuchtigkeit zu stoppen. Damals wurde im unteren Bereich ein dichter Zementputz aufgetragen; interessanterweise stimmte die Denkmalpflege dem geschäumten Zementputz nur ungern zu. Die aktuelle Sanierung verfolgt einen anderen Ansatz: Die aufsteigende Feuchtigkeit soll möglichst schnell durch das Mauerwerk diffundieren. Der Zementputz wurde entfernt. In Fronarbeit legten die Kapellengenossen im Bereich der Aussenmauern einen rund 80 cm tiefen Graben an, um den Sockelbereich zu entfeuchten. Bis auf eine Höhe von rund 80 cm trugen Fachleute den neuen, dreischichtigen Kalkputz auf. Die Fassade ist gereinigt und neu gestrichen worden. Die Trauf- und Ortbretter sowie die Dachuntersichten sind mit Ölfarbe gestrichen, so auch der neu eingedeckte Turmschindelschirm. Der Restaurator entrostete und vergoldete das Turmkreuz.

Im Kapelleninnern waren sowohl der Sockelbereich als auch der hintere Bereich des Schiffs stark versalzen und zeigten entsprechende Abplatzungen. Bis auf eine Höhe von 60 cm wurde der mürbe Verputz abgeschlagen und Kalkputz aufgezogen. Die Flächen zwischen den Stuckaturen wurden mit Leimfarbe gestrichen. Die Stuckaturen selbst wurden mit einem Kautschukschwamm schonend gereinigt und nur partiell mit Leimfarbe im bestehenden Ton retuschiert

Abb. 22 ***Hünenberg, Weinreben, Weinrebenkapelle.*** *Ansicht von Südosten.*

Abb. 23 ***Hünenberg, Weinreben, Weinrebenkapelle.*** *Innenraum mit gereinigten und retuschierten Stuckaturen. Ansicht von Westen.*

(Abb. 23). Aus Sicht der Denkmalpflege handelt es sich um eine beispielhafte Restaurierung.

GS-Nr.28, Ass.-Nr.123a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner.
Restaurator: Stöckli AG Stans.
Literatur: KDM ZG NA. 2, 294ff.

Oberägeri, Morgarten: Prospektion

Nachdem 2015 im Rahmen der 700-Jahr-Feier der Schlacht am Morgarten die Kantone Schwyz und Zug unter wissenschaftlicher Leitung des Amts für Denkmalpflege und Archäologie Zug Untersuchungen im vermuteten Schlachtgelände durchgeführt hatten, wurde die Gegend im Jahr 2016 nochmals kontrolliert. Dabei kamen wiederum mehrere aussergewöhnliche Metallfunde aus unterschiedlicher Zeitstellung zum Vorschein. Besonders erwähnenswert sind zwei Pfeilspitzen mit spitzpyramidalem Blatt und annähernd quadratischem Blattquerschnitt aus dem 11. oder 12. Jahrhundert. Die Rechteckschnalle mit konvexen Seiten und profilierter Dornauflage sowie die zwei vergoldeten Beschläge mit gepunzten Verzierungen stammen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Abb. 24). Neben diesen bemerkenswerten Funden aus dem Mittelalter kamen auch zwei Schlüssel aus der frühen Neuzeit zum Vorschein, die vermutlich zu soge-

Abb. 24 ***Oberägeri, Morgarten.*** *Prospektionsfunde aus dem Jahr 2016.* ***1*** *Schlüsselfragmente mit herzförmigen Reiden.* ***2*** *Tüllengeschossspitzen mit spitzpyramidalen Blättern.* ***3*** *Vergoldete Gürtelbeschläge.* ***4*** *Profilierte Schnalle mit Verzierung.* ***5*** *D-förmige Schnalle.* ***6*** *Geschwungene Schuhschnalle.*

nannten Buntbartschlössern gehörten. Auch die D-förmige Schnalle und die barock geschwungene Schuhschnalle gehören in diesen Zeitraum. Ein direkter Bezug zur Schlacht am Morgarten lässt sich bei diesen Fundstücken nicht herstellen.

Die im Tugium 32/2016 angekündigte Publikation und vollständige Fundvorlage wird aus Platzgründen in der Zeitschrift «Mittelalter» des Schweizerischen Burgenvereins erfolgen.

GS-Nr. 1279, 1359, 1361, 1366, 1370, 1372, 1851.
Ereignisnr. Archäologie: 2152.2.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Romano Agola, Maria Ellend Wittwer, Anette JeanRichard und Eva Roth Heege.
Literatur: Tugium 32, 2016, 61. – Anette JeanRichard, Stefan Hochuli und Eva Roth Heege, Sensation oder Medienhype? Resultate der archäologischen Prospektion im vermuteten Schlachtgelände von Morgarten. In: AS 39, 2016/3, 16–23. – Anette JeanRichard, Stefan Hochuli und Eva Roth Heege, Resultate der archäologischen Prospektion «Morgarten 2015». In: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz, Heft 108, 2016, 37–42. – Anette JeanRichard, Eva Roth Heege, Stefan Hochuli, Stephen Doswald und Eckhard Deschler-Erb, Die archäologische Prospektion «Morgarten 2015». In: Mittelalter – Moyen Age – Medioevo – Temp Medieval. Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins 22, 2017/3 (in Vorbereitung).

Risch, Buonas, ehemalige Stallscheune: Umnutzung im Erdgeschoss

Die ehemalige Stallscheune auf der Halbinsel Buonas bildet die Westflanke des Schlossplatzes. Der komplexe Baukörper entstand 1873 durch Überformung und Erweiterung einer bestehenden Stallscheune und weist einen L-förmigen Grundriss auf. Der Hauptfirst verläuft nordsüdlich, ein nach Westen vorstossender Quertrakt schliesst am Südende an. Im Innern des Haupttrakts ist noch der ältere, liegende Dachstuhl erkennbar. Wie auch der benachbarte ehemalige Pferdestall (Ass.-Nr. 1082b) zeigt der Bau ein Erdgeschoss in rustikalem Sichtsteinmauerwerk und einen Aufbau als Rundholz-Blockbau. Darüber folgen weit ausladende Rafendächer mit Krüppelwälmen und Zierknäufen. Die profilierten Tür- und Fenstergewände des Stallgeschosses bestehen aus Sandstein. In den Stallräumen findet sich eine Konstruktion von Hourdisdecken auf kunstvollen Gusseisensäulen (Abb. 25).

Abb. 25 ***Risch, Buonas, ehemalige Stallscheune.*** *Innenansicht nach dem Umbau mit der Konstruktion von Hourdisdecken auf kunstvollen Gusseisensäulen.*

Die ehemalige Stallscheune gehört zur bedeutenden Gruppe von Bauten im Schweizer Holzstil, welche die Halbinsel Buonas entscheidend mitprägen. Seit dem Abbruch des sogenannten Neuen Schlosses im Jahr 1970 vertreten sie zusammen mit den neugotischen Pförtnerhäusern und dem Landschaftspark als letzte Zeugen die aufwendige, historistische Umgestaltung zum herrschaftlichen Landgut in den 1870er Jahren.

Das ehemalige Stallgebäude wurde aktuell im Erdgeschoss neu zu Aufenthaltsräumen für das Personal und zu Lagerräumen für Maschinen und Gartengeräte organisiert. Für diese Umstrukturierung musste der Raum unterteilt werden. Aus dem Einheitsraum wurde ein klassischer Zweibünder. In der mittleren Gangzone kann die originale Raumstimmung noch abgeleitet werden. Die Hourdisdecken sind dort sichtbar belassen, und die Gusseisenstützen sind angemessen von den neuen Wänden freigespielt. Die mittlere Gangzone ist mehr als ein Überbleibsel des ursprünglichen Stallraums: Obwohl der Einheitsraum verlorengegangen ist, bleibt die Tiefe des Raumes spürbar. Ebenfalls nachvollziehbar bleibt das ursprüngliche statische System des Gebäudes.

GS-Nr. 329, Ass.-Nr. 129b.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner.
Planung: Bühler Architekten, dipl. Architekten ETH SIA, Rotkreuz.
Literatur: KDM ZG NA. 2, 395f.

Risch, Steintobel 1, Wasch- und Brennhaus bzw. Schweinestall: Umnutzung zu Wohnzwecken

Weit oben am Hang, auf einer Geländeterrasse südlich von Rotkreuz, liegt der Hof Steintobel. Zum Hof gehören neben dem Wohnhaus und dem Wasch- und Brennhaus zwei Stallscheunen, eine ältere sowie eine jüngere aus den 1980er Jahren. Das Wasch- und Brennhaus (Abb. 26) steht etwas südwestlich des Wohnhauses und annähernd quer dazu. Mit ihren Giebelseiten fassen die beiden Gebäude den Bauerngarten auf zwei Seiten ein. Im Erdgeschoss ist das lange, zweigeschossige Ökonomiegebäude gemauert, im Obergeschoss als Kantholz-Ständerbau erstellt. Auf den Schwellen, die sich über die ganze Länge der Traufseiten ziehen, sind es 2 × 3 Ständer mit Kantholz-Füllungen. Das Dach hat einen hoch liegenden Knick, und je ein Vordach setzt die Giebel ab. An

Abb. 26 und 27 ***Risch, Steintobel 1, Wasch- und Brennhaus bzw. Schweinestall.*** *Ansicht von Südosten (links) und von Südwesten (rechts), mit giebelseitigen Tresterstockregalen.*

der südlichen Traufseite führt eine Aussentreppe ins Obergeschoss. Das Ökonomiegebäude wurde vor 1813 als «Holzhaus samt Schweinestall und Brennhütte» in sicherem Abstand vom Wohnhaus erbaut. Nach 1976 erfolgte der Einbau eines Holzschnitzel-Lagerraums für die Heizung im ehemals offenen Holzschopf.

Das ehemalige Wasch- und Brennhaus wurde vom Bauherrn zu Wohnzwecken umgenutzt. Die Unterschutzstellung des Gebäudes machte dies möglich, da das eidgenössische Raumplanungsgesetz eine zweckfremde Umnutzung eines Gebäudes in der Landwirtschaftszone im Rahmen einer Ausnahmebewilligung zulässt, wenn ein geschütztes Denkmal nur auf diese Weise längerfristig genutzt und erhalten werden kann. Eine Spezialität des Gebäudes ist der westseitige, offene Bereich im Sockelgeschoss, der nur durch massive Eckständer und giebelseitige Tresterstockregale begrenzt ist (Abb. 27). Der planende Architekt packte die Chance und nutzte die für ein Brenn- und Waschhaus grosszügige Struktur mit grossformatigen Öffnungen, um darin die neue Stube unterzubringen. Grossformatige Fensterrahmen und Flügel ohne Unterteilungen sollen an den offenen Charakter im Sockelbereich erinnern. Die Tresterstockregale auf der Südseite wurden rekonstruiert, da die ursprünglichen nur teilweise erhalten und nicht mehr sanierbar waren. Sie bilden heute einen architektonischen Filter und eine Referenz zur ursprünglichen Erscheinung. Die dienenden Räume wurden folgerichtig im bestehenden gemauerten Sockel geplant. Im Obergeschoss befinden sich die Schlafzimmer mit Bad. Im Dachboden unter dem First sind zwei kleine Zimmer untergebracht, belichtet durch die beiden giebelseitigen, bestehenden Fensteröffnungen. Grossmehrheitlich sind für die Belichtung die bestehenden Öffnungen genutzt worden.

GS-Nr. 201, Ass.-Nr. 35c.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner.
Planung: Hugo Sieber, Architekt ETH SIA, Zug.
Literatur: KDM ZG NA. 2, 429.

Steinhausen, Sennweidstrasse 28: Sondierung

An der Sennweidstrasse 28 in Steinhausen ist ein Neubau geplant, bestehend aus einem Untergeschoss, einem Erd- sowie einem Zwischengeschoss. Das Untergeschoss wird auf einer Höhe von 414,80 m ü. M. zu liegen kommen, was im Westen der Parzelle 473 einer Aushubtiefe von ca. 1,5 m, im Osten einer Aushubtiefe von ca. 1,7–1,9 m entspricht. Da rund 80 m südöstlich der Parzelle Rettungsgrabungen in den Jahren 1988–1991 u. a. neolithische Siedlungsreste zum Vorschein brachten, entschied man sich, das Areal vorgängig zu sondieren.

Die sieben Sondierschnitte lagen allesamt innerhalb des Baugespanns, wobei die Schnitte so angelegt wurden, dass die Entwicklung des Schichtaufbaus sowohl in nördlicher als auch in westlicher Richtung nachvollzogen werden kann. Die Schnitttiefe betrug in der Regel ca. 1,5 m.

Abb. 28 ***Steinhausen, Sennweidstrasse 28.*** *Schnitt 4. Unter dem Humus sind die verschiedenen Seeablagerungen erkennbar. Am unteren Bildrand ragt Pfahl 1 aus dem Planum heraus.*

Abb. 29 ***Steinhausen, Sennweidstrasse 28.*** *Pfahl 1 mit gut erhaltener Pfahlspitze, zwischen 4331–4180 bzw. 4331–4181 v. Chr.*

In sämtlichen Schnitten folgten jeweils unmittelbar unter dem Humus fluviatile bzw. limnische Sedimente (Abb. 28). Eine oder gar mehrere Kulturschichten, wie dies 80 m weiter südöstlich der Parzelle noch der Fall war, kamen in keinem der Schnitte zum Vorschein. Hingegen fanden sich in Schnitt 4 in etwas über 1 m Tiefe zwei senkrecht in Seekreide steckende Pfähle mit zugespitzten Enden (Abb. 29). Diese wurden geborgen und beprobt. Beide Pfähle datieren gemäss ^{14}C-Analyse mit einer Wahrscheinlichkeit von 95,4 Prozent in den Zeitraum von 4331–4180 bzw. 4331–4181 v. Chr. Die zwei über 6000 Jahre alten Pfähle gehören somit zu den ältesten Siedlungsnachweisen im Kanton Zug.

GS-Nr. 458, 473
Ereignisnr. Archäologie: 2221.1.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: David Jecker, Kilian Weber, Benedikt Lüdin und Gishan Schaeren.

Unterägeri, Frohsinnweg 3, ehemaliges Gasthaus Frohsinn: Kurzdokumentation vor Abbruch

Das unmittelbar an der Lorze stehende, ehemalige Restaurant Frohsinn (Abb. 30) wurde 2016 abgebrochen. Laut Brandassekuranzregister und einer Inschrift an einem Türportal wurde der Blockbau auf gemauertem Sockelgeschoss als Doppelwohnhaus 1842 errichtet. Es zeigte sich, dass im Bauvorgang zuerst der südliche Hausteil erstellt und dann der nördliche daran angeschlossen worden war, ehe man beide Hausteile mit einem gemeinsamen Dach versah. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde im südseitigen Teil ein Wirtshaus eingerichtet. Der Restaurantbetrieb erforderte noch im 19. oder frühen 20. Jahrhundert Saalanbauten an der West- und Ostfassade. Zusätzliche Erweiterungen erfolgten sowohl beim Restaurant als auch beim Wohnhaus im Verlauf des 20. Jahrhunderts. Aufgrund wiederholter Umbauten waren nur wenige bauzeitliche Ausstattungsbestandteile bis zum Abbruch erhalten geblieben.

GS-Nr. 675, Ass.-Nr. 202a.
Ereignisnr. Archäologie: 2198.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Christoph Rösch und Melanie Mastel.

Abb. 30 ***Unterägeri, Frohsinnweg 3, ehemaliges Restaurant Frohsinn.*** *Ansicht von Nordosten.*

Abb. 31 ***Unterägeri, Hintermeisbüel.*** *Ansicht von Südosten.*

Unterägeri, Hintermeisbüel: Kurzdokumentation vor Abbruch

Der Hof Hintermeisbüel, rund 1,7 km südlich des Dorfes Unterägeri gelegen, wurde 2015/16 abgebrochen. Das Wohnhaus und die Stallscheune waren zusammengebaut, was für die Gegend eher unüblich ist (Abb. 31).

Die Kurzuntersuchung hat gezeigt, dass zuerst die Scheune mit einer Grundfläche von rund 6 × 6 m in Ständerbauweise errichtet worden war. Laut Brandassekuranzregister wurde das Wohnhaus um 1884 angebaut. Der bescheidene, zweiraumtiefe Blockbau von ungefähr 7 × 7 m Grundfläche passte sich im Volumen (Firsthöhe/Dachschräge) und konstruktiv der bereits bestehenden Scheune an. Die traufseitigen Blockwände des Wohnhauses wurden beispielsweise nicht mit der scheunenseitigen Hauswand verkämmt, sondern lediglich in diese eingenutet. Wann die Scheune errichtet worden ist, bleibt unbekannt. Sie dürfte aber nicht viel älter als das Haus gewesen sein. Vielleicht rechnete man bereits bei der Errichtung der Scheune damit, ein Wohnhaus anzuhängen. Die Blockwände des Wohnhauses blieben wohl zeit ihres Bestehens ohne Verschindelung. Im Innern hatten sich verschiedene Ausstattungselemente aus der Bauzeit erhalten.

GS-Nr. 1659, Ass.-Nr. 141a.
Ereignisnr. Archäologie: 2162.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Christoph Rösch und Eugen Jans.

Walchwil, Artherstrasse, Sagentobelbrücke: Gesamtsanierung

Die alte Sagentobelbrücke an der Artherstrasse in Walchwil, gewöhnlich «Sagenbrugg» genannt, ist die wichtigste erhaltene individuelle Naturstein-Bogenbrücke aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Kanton Zug. Sie trägt auf der Einfahrbrüstung die Jahreszahl 1873, welche sich wohl auf einen Ausbau bezieht. Die bergseitig neben der heutigen Strassenbrücke erhalten gebliebene Brücke entstand vermutlich zusammen mit dem Bau der Artherstrasse im Jahre 1828 als Teil der ersten durchgehend angelegten sogenannten Kunststrasse im Kanton Zug. 2014 wurde die Brücke einer generellen Überprüfung unterzogen und ihr

Gesamtzustand als schlecht eingestuft. Es hatten sich zu einem früheren Zeitpunkt sowie im Zeitraum der Untersuchungen einzelne Bogensteine aus dem Verbund gelöst. Die Schäden ergaben sich hauptsächlich aus der geringen Frostbeständigkeit des Sandsteins bei hoher Durchfeuchtung und des Kalkmörtels bei fehlender Abdichtung sowie aus der Gefügeauflockerung durch den wild wuchernden Pflanzenbewuchs. Besonders die äusseren Bogensteine waren in kritischem Zustand und wiesen grosse Fehl- und Hohlstellen auf. Um noch grössere Schäden am Bauwerk zu verhindern, drängte sich deshalb eine umfassende, fachgerechte Instandsetzung auf (Abb. 32). Die Überprüfung umfasste auch die talseitigen Stützmauern der angrenzenden Zufahrtsrampen aus den 1930er Jahren, welche ebenfalls Sanierungsbedarf im Bereich der Mauerkronen aufwiesen. Limitierte Frostbeständigkeit des Fugenmörtels und teilweise des Stampfbetons verursachten hier Schäden. Auch der Belag wies durch den Einbau von Werkleitungen unterschiedliche Altersabnützungen auf und musste erneuert werden.

Anfang 2015 wurden die geplanten Sanierungsmassnahmen per Vernehmlassung seitens des Kantons freigegeben und etappenweise umgesetzt. Die stark schalenden Randbereiche der Mauern wurden mittels rostfreien Gewindestangen vernadelt und statisch gesichert. Fehlstellen wurden bis auf den gesunden Stein ausgespitzt und mit Sandsteinspritzmörtel wieder verschlossen. Die Brüstungen und Seitenwände wurden in einem weiteren Schritt von sämtlichem Pflanzenbewuchs befreit. Lose Mauerwerksbereiche wurden insbesondere in den Brüstungen neu aufgemauert und fehlende oder schadhafte Fugen mit einem geeigneten Kalkmörtel neu verputzt, wie dies ursprünglich der Fall war. Die Abdecksteine mussten teilweise, die Fugensteine zum langfristigen Feuchteschutz allesamt ersetzt werden. Strassenseitig wurden die Abdecksteine durchgehend als neue Werkstücke zusammengefasst, hangseitig konnten die historischen, gut erhalten gebliebenen Platten wieder verlegt werden. Eine Erhöhung der historischen Brüstung von 0,6 auf 1 m aus Gründen der Absturzsicherung wurde geprüft, jedoch aufgrund der wesentlichen Veränderung der Charakteristik des Baudenkmals verworfen. Die nördliche Stützmauer der Zufahrtsrampe wurde im oberen Bereich ausgebessert und mit neuen Mauerkronen in Beton versehen, der südliche Teil wird erst nach Vollendung des Doppelspurausbaus der Bahn saniert. Der Fahrbelag wurde als beständiger, dreischichtiger Gussasphalt mit darunterliegender Abdichtung und betonierter Fahrbahnplatte neu eingebracht. Seit Ende 2016 zeigt sich die von der romantisch wirkenden Umrankung befreite Brücke wieder selbstbewusst in neuer Pracht und sticht aus Distanz als Zeuge der historischen Verkehrswege im Kanton Zug wieder hervor (Abb. 33).

GS-Nr. 142.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Thomas Ingold.
Planung: Tiefbauamt Kanton Zug, Kunstbauten, Zug.
Literatur: Historische Verkehrswege im Kanton Zug. Bern 2007, 18 und 39. – Alte Sagentobelbrücke. BW 1710-0014. Erhaltungsmassnahmen 2016. Massnahmen. Technischer Bericht. Basler & Hofmann, 24. April 2015. – Dittli 2007, 4, 158 (s. v. Sagenbrugg).

Zug, Hintergeissboden 1–2, «Gaumerhaus», Wohnhaus: Sanierung und Umbau

Der Name Geissboden ist seit dem 15. Jahrhundert in Zuger Urkunden nachgewiesen. Das «Gaumerhaus» wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf der damaligen Alp Hintergeissboden auf dem Zugerberg erbaut (Abb. 34). Neben dem Gaumerhaus stehen auf dem Geissboden, einer grossen, ehemals riedigen Ebene, zwei Höfe und Gasthäuser (Vorder- und Hintergeissboden). Das im Volksmund und seit ungefähr 1870 auch in den Akten «Gaumerhaus» genannte Gebäude diente dem «Gaumer», dem Hirten, der zu den auf der Alp sömmernden Tieren schaute, als Wohnung. Da keine Milchverarbeitung bzw. Käseproduktion stattfand, genügte neben der Stallscheune eine einfache Wohnung für den Hirten. Wanderern wurden Getränke und kleine Mahlzeiten angeboten, was die Sprüche an den Deckenbalken in der Stube und historische Aufnahmen heute noch bezeugen.

Abb. 32 und 33 ***Walchwil, Artherstrasse, Sagentobelbrücke.*** *Blick von der Artherstrasse, vor (links) bzw. nach der Sanierung (rechts).*

Beim Gaumerhaus handelt es sich um ein wichtiges Beispiel eines einfachen Hirtenwohnhauses mit Gaststube aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das Gebäude verweist auf die Alpwirtschaft auf dem Zugerberg und zeigt auf, wie diese im Kanton Zug im 19. Jahrhundert funktionierte. Die alpwirtschaftlich genutzten Allmenden der Korporation lassen sich im 19. Jahrhundert in drei Hauptgebiete unterteilen: Geissboden, Brunegg und Rossberg/Alpli. In der Verordnung über die Benutzung und Verwaltung der Bergallmenden aus dem Jahr 1863 wurde u. a. festgehalten, dass die Bergallmenden wie bisher «hauptsächlich für den Weidegang» benutzt werden sollten. Dabei sollte die Allmend Geissboden für Rinder und Kühe zur Verfügung stehen. Die Aufsicht über das Vieh, das von der Stadt her zur Sömmerung auf die Alp gebracht wurde, oblag dem Gaumer, der vom Verwaltungsrat der Korporation Zug eingesetzt wurde.

In seiner Einfachheit repräsentiert das Gaumerhaus die Nutzung als Hirtenwohnung mit Gaststube und erinnert an eine Alpwirtschaft, die so nicht mehr existiert, für die Region aber seit spätmittelalterlicher Zeit bis Ende des 19. Jahrhunderts von grosser Bedeutung war, wie es etwa am sich lange hinziehenden «Alplistreit» nachvollzogen werden kann. Als letzter Bau, der sich auf die Geschichte des Gaumers auf dem Zugerberg bezieht, kommt dem Gebäude eine grosse Bedeutung als Zeuge der langen Tradition zu. Das Gaumerhaus, in einer grossen Ebene des heute überregional bedeutenden Naherholungsgebiets Zugerberg gelegen, gehört zu den prägenden Bauten auf dem Geissboden und hat einen hohen Standortwert. Die Trinkstuben und der gedeckte Aussenbereich im Osten dienten dazu, Wanderern Getränke und kleine Mahlzeiten anbieten zu können. Die heute noch in ihrer Bausubstanz erhaltenen Trinkstuben mit den Trinksprüchen an den Deckenbalken zeugen von einem bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorhandenen Fremdenverkehr auf dem Zugerberg.

Das Gaumerhaus ist ein schlichtes, bescheiden ausgebautes Holzhaus. Über einer mit Bruchsteinen ausgeführten Teilunterkellerung steht der zweigeschossige Fachwerkbau unter einem Satteldach, mit einer Deckleistenschalung verkleidet. Die innere Organisation des Gebäudes ist einfach und zweckmässig. Der Zugang erfolgt über einen gedeckten Aussenbereich im Osten. Gemäss Kostenberechnungen aus dem Jahr 1902 wurde der ursprünglich quadratische Grundriss damals östlich erweitert; vermutlich erfolgte der Abortanbau im Norden zur selben Zeit. Der Innenraum dieser Erweiterung wird heute als Küche genutzt. Auf die Küche folgen die beiden, wohl original erhaltenen Trinkstuben. Die erste Stube ist mit einem breiten Krallentäfer, vermutlich aus dem frühen 20. Jahrhundert, an Wänden und Decke verkleidet. Trinksprüche zieren die sichtbaren Deckenbalken. Das vertikale, nur partiell erhaltene Deckleistentäfer in der zweiten, hinteren Stube dürfte aus der Bauzeit (zweite Hälfte 19. Jahrhundert) stammen. Nördlich der beiden Stuben befinden sich die Treppe ins Obergeschoss sowie das Badezimmer. Das Obergeschoss wird in zwei grössere und ein kleines Zimmer unterteilt. Erschlossen werden diese Kammern von einem Stichgang. Nördlich fügt sich eine Erschliessungszone mit Abstellraum über die ganze Länge des Hauses an.

Das ehemalige Gaumerhaus wurde von der Eigentümerschaft, der Korporation Zug, seit längerer Zeit ganzjährig vermietet. Daher wuchs das Bedürfnis, das Haus besser zu isolieren, das Feuchtigkeitsproblem im Keller zu lösen und die Sanitär- und Elektroanlagen zu erneuern. Im Inneren beschränkten sich die Sanierungsarbeiten auf die Sanitärräume. Da die Oberflächen der beiden Trinkstuben wie auch der Zimmer im Obergeschoss mehrheitlich original erhalten

Abb. 34 ***Zug, Hintergeissboden 1–2, «Gaumerhaus».*** *Ansicht von Südosten, nach der Sanierung.*

sind, einigte man sich auf eine Aussenisolation. In Absprache mit der Denkmalpflege wurden die noch gut erhaltenen Deckleisten demontiert und zur Wiederverwendung aufgefrischt. Leider konnte nur ein kleiner Teil der historischen Schalung gerettet werden, der grösste Teil musste rekonstruiert werden. Auch die bestehenden Muldenziegel waren in einem schlechten Zustand und wurden durch naturrote Biberschwanzziegel ersetzt. Zusätzlich wurden die einfachen Fenster durch neue Isolationsfenster in Holz mit rahmenbündigen Aussensprossen ersetzt. Nebst den Renovationsarbeiten konnte auch die nähere Umgebung des Gaumerhauses aufgewertet werden.

GS-Nr. 1875, Ass.-Nr. 1014a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Monika Twerenbold.
Planung: Müller Müller Architekten AG, Zug.
Literatur: Korporationsarchiv Zug. – Christian Raschle, Hauptsächlich für den Weidegang. In: Die Korporation Zug. Ein Porträt. Zug 2010, 156. – Christian Raschle, Sagenhaftes Zuger Alpli. In: Die Korporation Zug. Ein Porträt, Zug 2010, 57–71.

Zug, Kirchenstrasse 11, Burg Zug: Fassadensanierung

Als eines der bedeutendsten Wahrzeichen der Stadt weist die Burg Zug in ihrem Kern das älteste aufrecht stehende Bauwerk der Stadt auf (Abb. 35). In schriftlichen Quellen ist sie als Gebäude zwar erst seit dem Spätmittelalter fassbar, aber die archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen der Jahre 1967–1982 brachten eine reiche Entstehungsgeschichte seit dem Hochmittelalter zutage. Noch heute sichtbar sind Reste einer Mantelmauer des 12. Jahrhunderts. Wahrscheinlich diente die Burg Zug den jeweiligen Landesherren als Herrschafts- und Amtssitz, so den Grafen von Lenzburg, den Grafen von Kyburg – als vermutliche Gründer der Stadt Zug von besonderer Bedeutung – sowie später den Grafen von Habsburg. Als 1352 die Eidgenossen die Stadt belagerten, wurde die Burg wohl mithilfe eines Angriffsstollens, der unter der Turmmauer hindurch führte, erobert und dann in Brand gesetzt. Nach dem raschen Wiederaufbau mit dem Bohlenständerbau von 1353/55 diente die Burg wohl schon seit dem Ende des 14. Jahrhunderts als privater Wohnsitz. Darin wohnten verschiedene bedeutende Zuger Familien wie die Eberhart, Zurlauben, Wickart, Letter, Brandenberg, Landtwing und Kolin, welche als Eigentümer in den Schriftquellen erwähnt sind. 1945 erwarb die Stadt Zug die Burg von der Familie Hediger mit dem Ziel, darin ein kulturgeschichtliches Museum der Stadt und des Kantons Zug einzurichten und die Burg so der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Diese Absicht wurde erst umgesetzt, nachdem der Kanton Zug 1982 die Burg übernommen und restauriert hatte.

Die Restaurierungsarbeiten in dieser Übernahmephase hinterliessen Spuren an der historischen Bausubstanz, insbesondere beim Farbanstrich des Holzriegelfachwerks in Acryl. Dieser wurde bei den im August 2016 begonnenen Restaurierungsarbeiten abgelaugt und durch Ölfarbe ersetzt. Das Farbkonzept der Fassade wurde unverändert übernommen, und sämtliche Beschädigungen am Fassadenputz wurden nach alten Mischrezepten fachkundig mit Kalkanstrich ausgebessert. Im Oktober 2016 wurden die Arbeiten termingerecht abgeschlossen. Diese umfassten nebst den allgemeinen äusseren Malerarbeiten auch die Restaurierung der Rankenmalerei auf der Dachuntersicht in der Südfassade, der grisailleverzierten Eckquader und der grossen Fensterläden in den Turmfassaden. Die Holztüren im Erdgeschoss wurden geölt. Sämtliche Fenstergitter erhielten einen neuen Eisenglimmeranstrich, und zum Schutz der Fassaden vor Vögeln wurden Abweiser montiert. Sämtliche Arbeiten wurden qualitativ hochstehend ausgeführt, wobei die Malarbeiten an der Dachuntersicht in der Südfassade besonders hervorzuheben sind. Der hohe Restaurierungsaufwand hat sich vollumfänglich gelohnt. Dem Besucher und Betrachter erscheint die Burg Zug nun wieder in neuer Frische und strahlt wie ein Leuchtturm sichtbar über die Zuger Altstadt hinaus.

Abb. 35 ***Zug, Kirchenstrasse 11, Burg Zug.*** *Ansicht von Südwesten, nach der Sanierung.*

GS-Nr. 1253, Ass.-Nr. 252a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Thomas Ingold.
Planung: Hochbauamt des Kantons Zug, Markus Baumann.
Literatur: Adriano Boschetti-Maradi, Archäologie der Stadt Zug. Band 1. Zug 2012 (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 6.1). – Josef Grünenfelder, Toni Hofmann und Peter Lehmann, Die Burg Zug. Archäologie – Baugeschichte – Restaurierung. Zug 2003 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 28). – Verein Zuger Stadtführungen (Hg.), Burg. Zug 2012 (Reihe Blickfang Zug).

Zug, Kolinplatz 21: Abbruchüberwachung und Ausgrabung

Das verbliebene Sockelgeschoss des 1999 abgebrannten Hauses Kolinplatz 21 wich im Frühling 2016 einem unterkellerten Neubau. Die Abbruchbegleitung ermöglichte es, ergänzende Informationen zur bereits 2015 publizierten Auswertung des nach dem Brand abgebrochenen Ständerbohlenbaus zu gewinnen. Teile der Schwellen und eines Ständers des Kernbaus blieben am Sockelgeschoss und an einem Anbau des Hauses Kolinplatz 19 bis zum Abbruch bestehen. An der nordwestlichen Hausecke liess sich als Schwellenverbindung ein einzungiges, mit zwei Dübeln gesichertes Schwellenschloss feststellen. Die Schwelle lag auf einer nordsüdlich ausgerichteten, fassadensichtigen Bretterlage, die mit den darunterliegenden Deckenbalken des Sockelgeschosses verdübelt war. Sämtliche Hölzer waren aussenseitig rot angemalt (Abb. 36). Bevor das Haus wahrscheinlich im 18. Jahrhundert verputzt wurde, trug es folglich mindestens zeitweise, möglicherweise bereits zur Bauzeit, einen roten Fassadenanstrich. Das Fälldatum der bisher ohne Waldkante nach 1433 datierten Konstruktionshölzer liess sich nun auf Herbst/Winter 1437/38 festlegen. Mit dem Bau ist folglich 1438 zu rechnen.

In zwei zur Kirchenstrasse ausgerichteten Räumen im Sockelgeschoss, in denen das Bodenniveau nicht schon früher abgetieft worden war, wurde eine archäologische Ausgrabung durchgeführt. Der ursprünglich freistehende Bohlenständerbau von 1438 verfügte über ein gemauertes Sockelgeschoss, dessen 90 cm dicke Fundamente teilweise archäologisch gefasst werden konnten. Als frühestes zum Haus gehörendes Gehniveau liess sich ein Lehmboden feststellen. Spuren einer Vorgängerbebauung waren nicht vorhanden. Später wurde in die Sockelmauer eine Tür zur Kirchenstrasse eingebrochen und der Raum mit einem Tonplattenboden ausgestattet. In der nordöstlichen Raumecke, unmittelbar an die Sockelmauern angefügt, befand sich ein gleichzeitig mit dem Tonplattenboden eingebautes Fundament, vermutlich eines Backofens. Dieses setzte sich aus einem mit Tonplatten ausgelegten Nordteil von 1 × 0,9 m und einer davorliegenden leichten Mulde von 1,35 × 0,95 m zusammen (Abb. 37). Die Umnutzung des Raums dürfte im 17. oder 18. Jahrhundert erfolgt sein. Zu dieser Zeit sind als Besitzer des Hauses unter anderem Bäckersleute fassbar. Um 1800, vielleicht in Zusammenhang mit dem Erwerb des Tavernenrechts durch den Hausbesitzer Heinrich Bossard 1821, fand ein tief greifender Umbau statt: Man ebnete den mutmasslichen Backofen ein, entfernte den Tonplattenboden und brachte eine Bauschuttplanie ein. Die Sockelmauer wurde weitgehend erneuert und zugleich bis an das östliche Nachbarhaus Kirchenstrasse 3 anstossend erweitert. Mit der Verschiebung des Zugangs an der Kirchenstrasse um Türbreite erfolgte eine Unterteilung des Raums. Der neue Zugang führte in einen Flur mit dem Aufgang in die oberen Geschosse. Der verbleibende, abgetrennte Teil diente als Keller und verfügte über eine Bollensteinpflasterung.

Der Neubau Kolinplatz 21 erfolgt im Rahmen der Sanierung der städtischen Liegenschaften Kolinplatz 19 und Kirchenstrasse 3/5. Die Resultate der Untersuchungen Kolinplatz 21 und die Erkenntnisse aus den im Umbau begriffenen Nachbarhäusern ergeben ein überaus detailliertes Bild der baulichen Entwicklung einer ganzen Häuserzeile vom 15. Jahrhundert bis in die heutige Zeit.

GS-Nr. 1195, Ass.-Nr. 264a.
Ereignisnr. Archäologie: 990.3.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Christoph Rösch und Melanie Mastel.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Raymond Kontic, Basel.
Literatur: Brigitte Moser, Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Holzbauten im Kanton Zug. Der Bohlenständerbau. Zug 2015 (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 8.2), 87–108.

Abb. 36 ***Zug, Kolinplatz 21.*** *Schwellenverbindung und Ständer an der Nordwestecke des ehemaligen Ständerbohlenbaus. Erkennbar ist der rote Anstrich. Blick nach Osten.*

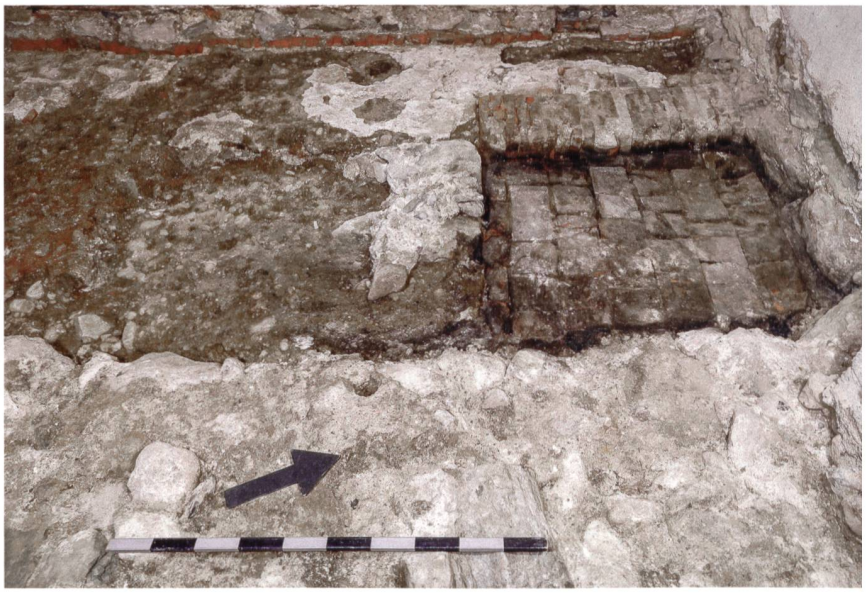


Abb. 37 ***Zug, Kolinplatz 21.*** *Überreste eines mutmasslichen Backofens. Im Vordergrund ist das Fundament der ursprünglichen Sockelmauer zu erkennen, im Hintergrund das Mörtelbett für einen entfernten Tonplattenboden. Blick nach Westen.*

Zug, St.-Antons-Gasse 5, Wohn- und Geschäftshaus: Sanierung Altbau und Neubau anstelle Werkstattanbau, Bauuntersuchung und Ausgrabung

Das Gebäude St.-Antons-Gasse 5 liegt innerhalb des spätgotischen Mauerrings und gehört damit zur Altstadtzone. Es ist Teil der östlichen Häuserzeile der Gasse, die parallel zur Zeughaus- und Neugasse verläuft. An der Stelle des heutigen Hauses sind auf der Stadtansicht in der Chronik von Johannes Stumpf von 1547 noch Schopfbauten dargestellt, während bei Merian 1641 bereits ein Wohnhaus nachzuweisen ist.

Der Vorgängerbau des heutigen Hauses gehörte gemäss Franz Fidel Landtwings Stadtplan von 1770/71 dem Schuhmacher Herster und gelangte kurz darauf an den Seifensieder Oswald Landtwing-Weissenbach. Von diesem älteren Bau hat sich das Kellergewölbe im Osten des Erdgeschosses erhalten. Bei der Abtiefung des Fussbodens westlich des Gewölbes kamen ausserdem die Reste von zwei nebeneinander angordneten, «ofenartigen Feuerstellen» mit gemauertem Feuerraum zum Vorschein. Es handelte sich vermutlich um die Überbleibsel von Anlagen zur Seifenproduktion (Abb. 38).

Der Brand im Geissweidquartier 1795 zerstörte sämtliche Häuser östlich der vorderen Neugasse und betraf damit auch die heutige St.-Antons-Gasse. Oswald Landtwing-Weissenbach baute das Haus in gutbürgerlichen Formen wieder auf, wobei er das brandgeschädigte Kellergewölbe restaurieren und in den Neubau integrieren liess. Die Holzbauteile sind dendrochronologisch ins Jahr 1796 datiert. 1808 verkaufte die Witwe M. Anna Keiser-Landtwing die Liegenschaft an Paul Anton Wickart, in dessen Familie das Haus bis heute verblieben ist. Bekanntester Besitzer war der Landschaftsmaler und einzige Zuger Kleinmeister (Landschaftszeichner) Thomas Wickart (1789–1876). Der Installateur Thomas Wickart liess das Haus im 20. Jahrhundert umbauen und erweitern. 1910 planten die Zuger Architekten Dagobert Keiser und Richard Bracher südlich anschliessend einen zweigeschossigen Werkstattanbau mit Terrasse. In mehreren Etappen folgten durch dieselben Architekten bis 1927 ein Dachstockumbau, ein Wohnhausaufbau, ein eingeschossiger Garagenanbau im Südosten und ein Dachzimmereinbau. Der Kernbau aus dem 18. Jahrhundert ist über einem gemauerten Sockelgeschoss ein stockwerkweise abgezimmerter Fachwerkbau mit gemauerten Ausfachungen, die zugleich an der Aussenseite die Ständer umfassen und dadurch eine Vormauerung bilden (vgl. Restaurant Adler in Allenwinden). Bezüglich der Raumstruktur handelt es sich um ein zwei Räume breites Haus, wobei sich die Raumeinteilung in allen Geschossen unterscheidet. Das Treppenhaus dieses Kernbaus befindet sich in der Mitte der Nordseite des Hauses. Stube und Küche befanden sich ursprünglich wie üblich im ersten Obergeschoss.

Abb. 38 ***Zug, St.-Antons-Gasse 5.*** *Feuerstelle von oben. Gut sichtbar sind die Arbeitsgrube (rechts) und der Feuerungsraum mit den Brandspuren (links).*

Abb. 39 ***Zug, St.-Antons-Gasse 5.*** *Fassade des sanierten Altbaus. Ansicht von Norden.*

Die aktuellen Massnahmen umfassten die Sanierung des Altbaus und einen Neubau anstelle des südlich anschliessenden Werkstattanbaus von 1910. Bei der Sanierung des Altbaus wurde die Grundstruktur des Gebäudes beibehalten (Abb. 39). Die Geschosswohnungen wurden renoviert und mit dem im Neubau gelegenen Lift neu erschlossen. Der Bewilligung für einen Neubau anstelle des jüngeren, nicht schutzwürdigen Werkstattgebäudes konnte aus denkmalpflegerischer Sicht zugestimmt werden, weil der Neubau die historische Situation vor dem Geissweidbrand wieder aufnimmt: Genau am selben Ort stand vor dem Brand bereits ein Gebäude, welches ursprünglich den Kopf der Gasse

bildete. In diesem war gemäss Franz Fidel Landtwing die sogenannte «Höllmetzg» von Anton Brandenberg untergebracht gewesen, die nach dem Geissweidbrand nicht mehr aufgebaut wurde. Wie sich bei der Ausgrabung in diesem Bereich herausstellte, war der Brandplatz bis auf das Niveau eines ca. 90 cm unter dem heutigen Strassenniveau liegenden Tonplattenbodens der einstigen Metzgerei vom Brandschutt befreit worden.

GS-Nr. 1051, Ass.-Nr. 170a.
Ereignisnr. Archäologie: 1327.2.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner, Markus Bolli und Anette JeanRichard.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.
Planung: Sylvia & Kurt Schenk-Architekten AG, Zug.
Literatur: INSA Zug, 531.

Zug, St.-Oswalds-Kirche, Pietà: Konservierung und Restaurierung

Im Jahre 2013 erhielt die katholische Kirchgemeinde Zug vom Institut Menzingen eine spätgotische Pietà geschenkt. Nach der Tradition der Schwestern soll sie aus dem ehemaligen Beinhaus von St. Oswald (heute Kapelle Mariahilf) stammen. Unabhängige Recherchen haben jedoch ergeben, dass die grossformatige Skulptur sehr wahrscheinlich vom 1511 geweihten und 1849 abgebrochenen Ablösungsaltar der Kirche St. Oswald stammt. Anlässlich der Schenkung wurde von den Menzinger Schwestern der Wunsch geäussert, das eindrückliche Bildwerk in einer der stadtzugerischen Kirchen aufzustellen.

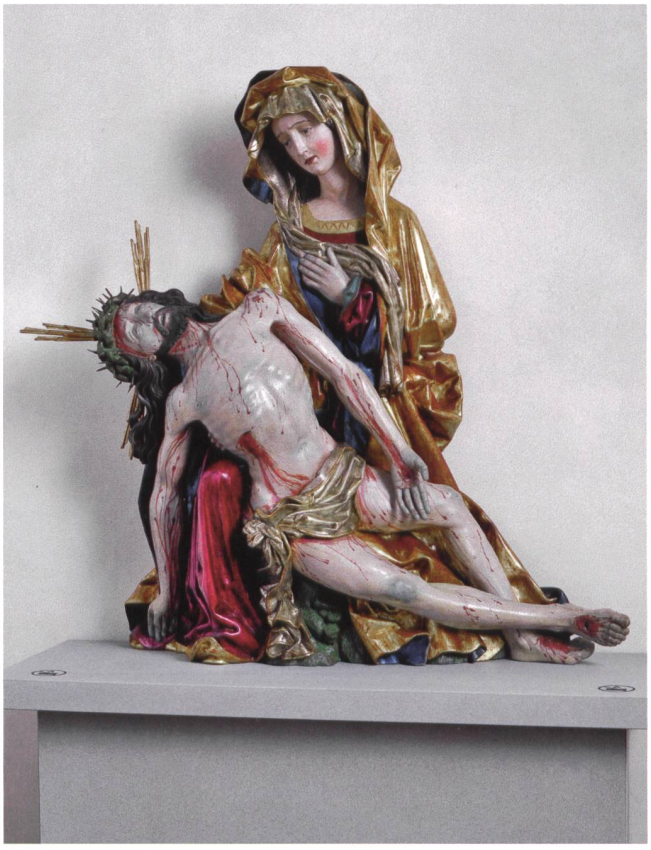


Abb. 40 ***Zug, St.-Oswalds-Kirche.*** *Pietà, nach der Sanierung.*

Die qualitativ hochstehende Pietà aus dem frühen 16. Jahrhundert zeigt Maria, die den toten Jesus auf ihrem Schoss hält. Die Holzplastik wies diverse Bruchstellen auf, und es fehlten Zehen am rechten Fuss von Jesus. Zudem waren die Fassungen in Silber und Gold sowie die Inkarnate an Maria und Jesus sanierungsbedürftig. In einem ersten Schritt wurde die Plastik konserviert, abgebrochene Teile geleimt, diverse Fehlstellen gekittet, Metallauflagen und die Fassung entlang der Bruchkanten gefestigt sowie die Wurmkanäle freigelegt und ausgeblasen. Der zweite Schritt umfasste die eigentliche Restaurierung der Holzplastik. Diverse Fehlstellen mussten neu grundiert, vergoldet oder retuschiert werden (Abb. 40).

Diese klassische Restaurierung der spätgotischen Holzplastik wurde von der Denkmalpflege begleitet und mit Subventionen finanziell unterstützt. Die Auszahlung der Beiträge war jedoch an eine Bedingung geknüpft: Die spätgotische Pietà musste an einem geeigneten Standort in der Kirche St. Oswald wieder aufgestellt werden. Diese Bedingung wurde Ende 2016 umgesetzt. Die Pietà steht neu auf einem grauen Holzsockel an der Rückwand des nördlichen Seitenschiffs. Vom Seitenschiff aus fällt der Blick nun direkt auf das monumentale, frontal platzierte spätgotische Bildwerk. Auf diese Weise wird eine kapellenartige Andachtsstätte geschaffen, in der das Andachtsbild im Mittelpunkt steht. Der hintere Teil des Kirchenraums wird somit künstlerisch wie auch religiös stark aufgewertet. Auch ist die Pietà als ehemalige Altarfigur in die Kirche zurückgekehrt, aus der sie höchstwahrscheinlich stammt.

GS-Nr. 1219, Ass.-Nr. 272a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Monika Twerenbold.
Restaurierung: Andreas Lohri, Zug.

Zug, Unteraltstadt, Liebfrauenkapelle: Instandsetzung/ Reinigung

Die Nordfassade sowie die gesamten Oberflächen im Innern der Liebfrauenkapelle (Kapelle Unserer Lieben Frau) in der Zuger Altstadt waren stark verschmutzt und der Sandstein an Portalen und Figuren brüchig geworden. Zudem zeigten sich an der Emporenbrüstung Abplatzungen. Der Restaurator unterzog die Oberflächen einer gründlichen Reinigung mit speziellen Gummipads. Er flickte und retuschierte störende Schadstellen mit Kreidekitt; partielle Salzschäden wurden überarbeitet. Im Weiteren wurden Altäre, Kanzel, Figuren und Türen mit Feinstaubsaugern, Feinhaarpinseln oder Wolllappen trocken gereinigt und vom Staub befreit. Die Abplatzungen an der Emporenbrüstung wurden retuschiert. Die Instandsetzung des nordseitig Aussenportals umfasste die Reinigung der Figuren und die Entrostung und Neuvergoldung von Marias Insignien, dem Kreuz und dem Zepter (Abb. 41).

Reinigungen der Oberflächen sind aus denkmalpflegerischer Sicht sehr zu begrüssen, da so aufwendige Sanierungen mit Pinsel und Farbe etwas hinausgezögert werden können.

Abb. 41 ***Zug, Unteraltstadt, Liebfrauenkapelle.*** *Nördliches Aussenportal nach der Reinigung. Ansicht von Norden.*

Als «Erinnerung» an die Verschmutzungen ist im Chor rechts oben ein kleines Feld ungereinigt belassen worden.

GS-Nr. 1120, Ass.-Nr. 34a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner.
Restaurator: Fontana & Fontana AG, Rapperswil – Sanierung Kreuz und Zepter, Moritz Häberling AG, Uerzlikon.
Literatur: KDM ZG 2, 295–316. – INSA Zug, 535f.

Zug, Unteraltstadt 15: Umbauten und Dachsanierung

Das Wohnhaus «Zur Sonne» hat als Eckhaus eine besonders grosse Bedeutung im Strassenbild der Unteraltstadt (Abb. 42). Besonders auffallend ist die ausserordentliche Breite der Giebelseite im Vergleich zur Trauflänge, was die Parzellentiefe der mittelalterlichen Stadtbebauung widerspiegelt. Die heutige Gebäudehülle wurde zum grossen Teil im 16. Jahrhundert errichtet und im 19. Jahrhundert erneuert. Gemäss nicht ausgewerteten Bauuntersuchungen aus dem Jahr 1976 liegt der Ursprung des Hauses aber im 13. Jahrhundert, so auch die ostseitige Hausmauer zum Ehgraben hin. Im Laufe der Jahrhunderte haben verschiedene bauliche Eingriffe das heutige Aussehen des Hauses verändert. So wurde die regelmässige Fenstereinteilung zur Gasse hin 1826 angebracht, und die wuchtigen Eckquader des 16. Jahrhunderts erhielten gleichzeitig eine betonende Bemalung. An der Giebelwand wurde als Hauszeichen eine grosse Sonne aufgemalt. Ende 1970er/Anfang 1980er Jahre wurde das Gebäude im Innern weitgehend ausgekernt und mit einem neuen Treppenhaus und Geschossdecken in Beton ausgestattet. Dabei fielen auch wertvolle historische Zeugnisse zum Opfer.

Die Umbaumassnahmen von 2015 betrafen im Äusseren die Sanierung der Gebäudehülle und die Erneuerung der Dachisolation für heutige Komfortansprüche. Im Innern wurden Küchen, Bäder sowie die Gebäudeinstallationen erneuert. Bei den Arbeiten an der Fassade und am Dach wurden frühere Schäden behoben und die Fenster aus den 1980er Jahren ersetzt. Eine Überarbeitung erhielten insbesondere die Steinhauerarbeiten an Fenster und Gebäudeecken, welche mit einem farblich abgestimmten Fries gefasst wurden, sodass die Farbgebung wieder dem älteren Bestand entspricht. In den Wohnräumen beschränkten sich die Malerarbeiten auf eine einfache Pinselrenovation. Sämtliche Laminatböden wurden durch stabileres Eichenparkett ersetzt, und die Treppe aus den 1980er Jahren erhielt ein neues Geländer. Dank den guten Restaurierungs- und Steinhauerarbeiten konnten die nur noch spärlich vorhandenen Spuren aus alter Zeit im Inneren gesichert und renoviert werden. Dies ist besonders bei den Sandsteineinfassungen mit darüber liegender, plastischen Fruchtzierde im Erdgeschoss sowie bei den Bohlenwänden und -decken im ersten und zweiten Obergeschoss der Fall.

GS-Nr. 1138, Ass.-Nr. 15a.
Ereignisnr. Archäologie: 47.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Thomas Ingold, Toni Hofmann und Eva Roth Heege.
Planung: Sylvia & Kurt Schenk-Architekten AG, Zug.
Literatur: Tugium 1, 1985, 23. – ZNbl. 1937, 52–53. – Dittli 2007, 4, 449.

Abb. 42 ***Zug, Unteraltstadt 15.*** *Ansicht von Nordwesten.*